

Neuere Literatur zur mittelalterlichen Ordensgeschichte

Von **Berthold Altaner**, Breslau

Nr. 1—8 betrifft: Benediktiner, Nr. 9 Zisterzienser, Nr. 10 Prämonstratenser, Nr. 11—13 Franziskaner, Nr. 14 Karthäuser, Nr. 15 den Deutschen Ritterorden, Nr. 16 mehrere Orden zugleich.

1. Cuthbertus Butler, *Sancti Benedicti Regula monasteriorum*. Editionem critico-practicam adornavit, editio altera Friburgi Brisgoviae, 1927, Herder. XXIV, 223 S. geb. 4.80 M.

Seitdem 1880 der Benediktiner Ed. Schmitt die erste textkritische Edition der Regula S. B. der wissenschaftlichen Welt vorgelegt hat, wurde intensiv weiter gearbeitet, und Männer wie Ed. Wölfflin, L. Traube und G. Morin haben hierbei entscheidende Resultate zutage gefördert. Der englische Abt B. hat in seiner erstmals 1912 erschienenen Ausgabe die bisherigen Ergebnisse in selbständiger Forschung zusammengefaßt und mit seiner Leistung allgemeine Anerkennung gefunden; vgl. z. B. ThLZ. 37 (1912), S. 628f. (G. Grützmacher); ThRev. XII (1913), S. 269ff. (B. Albers); Rev. d'hist. ecclés. XIII (1912), S. 706ff. (C. Mohlberg). Die 2. Ausgabe hat die inzwischen von G. Morin gelieferten Beiträge und besonders den von B. Linderbauer, Metten 1922 herausgegebenen philologischen Kommentar berücksichtigt. Die Zahl der nachgewiesenen Schrift- und Väterstellen ist vermehrt worden. Die streng wissenschaftliche Edition wird deshalb eine critico-practica genannt, weil B. „ad monachorum commodum“ öfters das Vulgärlatein, in dem Benedikt schrieb, durch die klassische Wortform ersetzt hat; außerdem hat er S. 159—79 eine für Novizen bestimmte „Medulla doctrinae S. Benedicti“ zusammengestellt. Im neuen Vorwort kann B. mitteilen, daß die seit langem erwartete, wohl abschließende Edition des Benediktiners H. Plenkens in Kürze erscheinen wird.

2. Gall Jecker, O. S. B., *Die Heimat des hl. Pirmin des Apostels der Alamannen* (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens, Heft 13), Münster i. W., Aschendorff, 1927. XV, 192 S. geb. 9.25 M.

Eine viel verhandelte Frage wird, wie ich glaube, ihrer endgültigen Lösung entgegengeführt. Im Laufe der Zeit wurden von der Forschung die verschiedensten Ansichten über die Abstammung Pirmins vertreten. Es wurde die fränkische, dänische, irische und angelsächsische Herkunft des Apostels der Alamannen behauptet; seit L. Traube wurde auch das westgotische Spanien als Heimat ernsthaft in Erwägung gezogen. Jecker legt eine solide Grundlage zu seiner Untersuchung zunächst dadurch, daß er einen neuen, den heutigen Anforderungen vollkommen entsprechenden Text der einzigen unzweifelhaft echten Schrift des Pirmin, des sogen. Scárapus, herstellt. Neben der bisher allein be-

1) Die Schriftleitung bittet, ihr Bemühen um möglichst umfassende Berichterstattung durch Einsendung von Büchern, Zeitschriften und Sonderdrucken an den Leopold Klotz Verlag, Gotha zu unterstützen.

kantnen Einsiedler Handschrift kann er noch zwei Pariser, von A. Wilmart aufgefundene Mss., die dem 8. und 9. Jahrhundert angehören, benützen. Nachdem er darauf über den Inhalt, den Verfasser, den Zweck und die Entstehungszeit der Schrift gehandelt hat, geht er auf S. 89—164 dazu über, mit erfreulicher Gelehrsamkeit und aller nur wünschenswerten Gründlichkeit eine quellenkritische Untersuchung über die Vorlagen zu liefern, die Pirmin bei der Abfassung des *Scárapus* benützt hat. Hierbei werden die wichtigsten Anhaltspunkte zur Klärung der Frage nach der Herkunft Pirmins gewonnen und noch durch Konfrontierung des *Scárapus* mit verwandten Texten der frühmittelalterlichen Literatur gesichert. Nur ganz wenige Stellen des Traktats konnten nicht auf ihre Vorlage zurückgeführt werden. Das Resultat der Untersuchung ist folgendes: sämtliche benützten Schriften von Belang weisen, abgesehen von Augustinus, nach Spanien oder nach dem früher von den Westgoten beherrschten Südfrankreich; dagegen konnte keine einzige irische oder angelsächsische Vorlage ausfindig gemacht werden.

Dieses Ergebnis, das deutlich die Herkunft Pirmins aus Spanien oder dem ehemals westgotischen Gallen erkennen läßt, kann noch durch weitere Beobachtungen gestützt werden. Die Etymologie des Namens Pirmin weist auf seine Abstammung aus einem romanischen, nicht germanischen Lande (S. 165—68). Verschiedene im *Scárapus* berücksichtigte religiöse und rechtliche Anschauungen bestätigen ebenso wie eine Untersuchung über die Organisation und über die Bücherbestände der von Pirmin gestifteten Klöster das vorher gewonnene Resultat. Ein Hinweis auf die politisch-militärischen Ereignisse jener Jahre (Eroberung des westgotischen Reiches durch die Araber und ihre Einfälle in Südfrankreich) macht es einleuchtend, warum Pirmin sein Heimatland verlassen hat (S. 177—79). Hervorgehoben sei schließlich noch, daß J. die Abfassung des *Scárapus* mit guten Gründen in die Jahre 718—24 verlegt, d. h. in eine Zeit, da Pirmin noch nicht in Alamannien wirkte. Daraus ergibt sich als wichtige Folgerung, daß wir diese Schrift nicht als Quelle unserer Kenntnis des nordfränkischen oder alamannischen Aberglaubens benützen dürfen, sondern hier spiegelt sich vielmehr die religiöse Lage romanischer Länder wider.

3. Stephanus Hilpisch, O. S. B., *Die Doppelklöster, Entstehung und Organisation* (Beiträge zur Geschichte des Alten Mönchtums und des Benediktinerordens, hrsg. von I. Herwegen, Heft 15), Münster i. W., Aschendorff, 1928. 95 S. geb. 5.40 M.

In einer Bulle Martins V. vom Jahre 1435, die sich mit den Doppelklöstern des Birgittenordens beschäftigt, wird das Zusammenleben von Brüdern und Schwestern gestattet *infra eadem septa dictorum monasteriorum, locis tamen omnino separatis et distinctis et cum interstitiis competentibus* (S. 85). Die eigenartige Erscheinung des Doppelklosterwesens, durch das Mönche und Nonnen zu einer klösterlichen Gemeinschaft vereinigt waren, hat bisher noch keine wissenschaftliche Gesamtdarstellung gefunden. Die von Levison-Bonn angeregte Arbeit will vor allem die Entstehung und Verbreitung des Doppelklosterinstituts im christlichen Altertum und in der ersten Hälfte des Mittelalters klären. Aus der späteren Zeit interessiert den Verfasser nur die im 11. und 12. Jahrhundert erfolgte Neubelebung dieser Idee, die sogar zu neuen Ordensgründungen geführt hat. Die Doppelklöster sind im Orient entstanden. Ein Zusammenhang mit dem irischen Volkstum ist, wie bisher gewöhnlich behauptet wurde, nicht nachzuweisen. Die Unterstützungsbedürftigkeit der Frauen in bezug auf den Gottesdienst und die Seelsorge und ebenso in wirtschaftlicher Beziehung führte zu diesen Gründungen (Basilus). Vom 6. Jahrhundert ab wird dieses Institut von staatlicher und kirchlicher Seite im Orient bekämpft und verschwindet im 9. Jahrhundert vollständig. Im Abendlande lassen sich erst im 7. Jahrhundert Doppelklöster nachweisen. Ihre Verbreitung in Gallien, Irland, England, Deutsch-

land, Italien und Spanien wird genau festgestellt. Hier sind die Doppelklöster in erster Linie Frauenklöster, denen ein dienender Männerkonvent, deren Mitglieder fast durchweg Laien sind, d. h. keine priesterlichen Weihen empfangen haben, angegliedert ist. Alle diese Gründungen verschwinden wieder im 9. Jahrhundert, nur Spanien macht hier eine Ausnahme. Im 11. Jahrhundert kommt es im Zusammenhang mit dem weiblichen Reklusentum zu Neugründungen von Doppelklöstern. Einzelne Klöster der Benediktiner, Augustiner Chorherrn und Prämonstratenser nehmen Frauen auf. Diese Klöster sind vorwiegend Männerkonvente, die hilfsbedürftigen Frauen Unterhalt und Schutz gewähren. Im 12. Jahrhundert entstehen darüber hinaus die sogenannten Doppelorden, d. h. Orden, zu denen in der Regel nur Doppelklöster gehören. Es sind dies die Orden von Fontevrault, von Sempringham (Gilbertiner), die Humiliaten und der Birgittenorden. In diesen Orden haben, die Humiliaten ausgenommen, die Frauen den Vorrang, und die zumeist nichtpriesterlichen Mönche stehen in Diensten und unter Leitung der Nonnen. Seit dem 13. Jahrhundert werden in diesen Orden die Doppelklöster immer mehr zurückgedrängt, d. h. die Aufnahme von Frauen hört allmählich auf; nur der Birgittenorden behauptete z. B. in Deutschland bis zur Säkularisation seinen Charakter als Doppelorden. Die Doppelklöster sind im Abendlande niemals kirchlicherseits aufgehoben worden, sie sind vielmehr langsam eingegangen und ausgestorben. Dem Verfasser sind wir für seine Arbeit, die die Lösung eines interessanten ordensgeschichtlichen Problems bringt, dankbar.

4. Clara Koenig, *Englisches Klosterleben im 12. Jahrhundert*. Auf Grund der Chronik des Jocelinus de Brakelonda, Jena, Frommann, 1928. 98 S. 3.50 M.

In der *Chronica S. Edmundi* schildert Jocelinus de Brakelonda, ein Mönch der großen Benediktinerabtei St. Edmund in St. Edmundsbury in Mittelengland, wahrheitsgetreu die äußere und innere Geschichte seiner Klostergemeinde für die Jahre 1173—1203. Die Klosterchronik ist schon wiederholt der Gegenstand besonderer Studien gewesen, ohne daß das Material ganz ausgeschöpft worden wäre. In der vorliegenden Jenaer historischen Dissertation sammelt und ordnet die Verfasserin die in der genannten Schrift enthaltenen Nachrichten nach gewissen, aus der Sache sich ergebenden Gesichtspunkten und erzählt uns unter gelegentlicher Heranziehung anderer gleichzeitiger Quellen schlicht und ohne viel Gelehrsamkeit, was in der Chronik über die Klosterinsassen, die wirtschaftliche Lage, die Beziehungen zum Papst und König, ferner über die Klosterämter, über das Verhältnis von Abt und Konvent, das alltägliche Leben der Mönche, die Klosterzucht, das religiöse Leben, die Beziehungen zur Umwelt und die kulturelle Bedeutung des Klosters enthalten ist. Die hervorragende Bedeutung der Abtei gestattet in etwa, in St. Edmund einen typischen Repräsentanten englischen Klosterlebens in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu erblicken. Trotz gewisser Anzeichen beginnenden Verfalls überwiegen die Lichtseiten im Gesamtbilde.

5. Patrick J. Barry, *Die Zustände im Wiener Schottenkloster vor der Reform des Jahres 1418*. Aichbach, Lothar Schütte, 1927. 106 S. 4.— M.

Das um 1160 in Wien gegründete Schottenkloster wurde im Jahre 1418 reformiert, d. h. die irischen Benediktiner mußten Mönchen der einheimischen Melker Reformkongregation weichen. Der tiefste Grund hierfür lag darin, daß die irischen Konvente auf deutschem Boden seit langem als Fremdkörper empfunden wurden; der ursprüngliche Stiftungszweck, im Dienste der Mission zu arbeiten und nach dem Heiligen Lande ziehende Pilger zu beherbergen, wurde nicht mehr erfüllt. Etwa 50 Jahre später (1466) verfaßte ein Benediktiner des reformierten Klosters ein „*Memoriale reformationis ad Scotos*“,

das eine Reihe von schwerwiegenden Anklagen gegen die ehemaligen irischen Insassen des Konvents erhebt, die in der Hauptsache auf Unwirtschaftlichkeit, Unmoralität und Unbildung lauten. Diese ungünstige Darstellung ist, wie B. nachweist, in eine 1586 gedruckte Schrift von Johannes Rasch übergegangen, und danach beurteilte man allgemein bis heute die Zustände des Schottenklosters in seiner letzten Periode. B.s sorgfältig durchgeführte Untersuchung bedeutet eine Ehrenrettung der irischen Mönche, insofern er den Nachweis führen kann, daß das belastende „Memoriale“ nicht als historisch zuverlässige Quelle bezeichnet werden darf. Der Verfasser ist von den Vorurteilen beeinflusst, die die Anhänger der Melker Observanz gegenüber den Schottenmönchen beherrscht haben. Was das religiöse Leben betrifft, so waren die Schotten weder schlimmer noch besser als andere Benediktiner jener Zeit. Abgesehen von dem quellenkritischen Ertrag, der uns die richtige Einschätzung des „Memoriale“ ermöglicht, bietet die Studie eine gute Darstellung der Geschichte des Klosters in den letzten Jahrzehnten vor der Reform und ebenso die Geschichte der Durchführung der Reform. Leider fehlt jedes Register.

6. Fr. X. Thoma, Petrus von Rosenheim und die Melker Benediktinerreformbewegung (Sonderabdruck aus „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige“, XLIV [1927], S. 94—222). Druck von R. Oldenburg, München.

Die vorliegende Freiburger theologische Dissertation beruht z. T. auf den Materialien, die F. S. Rausch gesammelt hat, der bereits in: Bayrisches Oberland am Inn, III, S. 17—40 von P. v. R. gehandelt und nur durch seinen Tod an der Ausarbeitung einer ausführlichen Biographie verhindert worden ist. Wir erhalten hier erstmals eine genauere, auf gründlicher Forschung beruhende Darstellung des äußeren Lebensganges und der Leistungen eines der führenden Männer der sogen. Melker Union, die seit 1418 viel zur Herstellung der gelockerten Zucht und zur Hebung der verfallenen Klosterkultur in Österreich und in den schwäbisch-bayrischen Benediktiner- und Augustinerklöstern beigetragen hat. In vieler Beziehung bietet die zum guten Teil auf handschriftlichem Material beruhende Arbeit vollständig Neues bzw. kann unsere bisherige Kenntnis berichtigen. Vor allem werden wir über den äußeren Verlauf der Melker Klosterreformbewegung nicht nur soweit Petrus, dessen Tod jetzt endgültig in den Januar 1433 datiert werden kann, daran beteiligt war, unterrichtet, sondern es wird auch darüber hinaus der Fortgang der Bewegung bis in die Sechziger Jahre verfolgt. Genauer wird auch über den Verlauf der ergebnislos verlaufenen Unionsverhandlungen mit der Bursfelder und Kastler Reformkongregation (1465) gehandelt. Besonders beachtenswert sind die Mitteilungen über die literarische Tätigkeit des Reformers. Sein Hauptwerk ist das bis tief ins 16. Jahrhundert oft aufgelegte „Roseum Memoriale“, das als eine nach mnemotechnischen Gesichtspunkten gearbeitete Predigersumme bzw. Schriftbearbeitung bezeichnet werden kann und seiner Zeit die noch nicht vorhandene Bibelkonkordanz ersetzte. Zahlreich sind seine nur handschriftlich erhaltenen homiletischen Werke.

7. Paulus Volk, Die Generalkapitel der Bursfelder Benediktinerkongregation (Beiträge zur Geschichte des Alten Mönchtums und des Benediktinerordens, hrsg. von I. Herwegen, Heft 14), Münster i. W., Aschendorff, 1928. XII, 120 S. geb. 6.50 M.

Im Zusammenhang mit den Reformbestrebungen des Konstanzer Konzils schlossen sich die deutschen Benediktinerklöster in Anlehnung an die Kirchenprovinzen zu vier „Provinzen“ zusammen und hielten, dieser neuen Organisation entsprechend, ihre besonderen Tagungen, die „Provinzialkapitel“ ab. Daneben kamen noch die periodisch wiederkehrenden Versammlungen der über mehrere Kirchenprovinzen verbreiteten Bursfelder Reformkongregation auf. 1446 tagte

das erste „Generalkapitel“ dieser Kongregation. Angesichts der großen Bedeutung dieser deutschen Reformkongregation, die bis zur Säkularisation im Jahre 1803 bestanden hat, behandelt die vorliegende Arbeit über die für die Gestaltung des inneren Lebens und gesamten Arbeitens der Mönche entscheidenden Generalkapitel, ein Thema, das von allgemeinerer Bedeutung für die Ordensgeschichte ist. Die solide Arbeit schöpft in der Hauptsache aus ungedruckten Archivalien. In Kapitel 2 werden die „Organe“ der Generalkapitel (Präsident, Konpräsident, Kapitelssekretär, Kapitelsredner, Definitor) besprochen. Das 3. Kapitel behandelt den Verlauf eines Generalkapitels. Besonders beachtenswert ist das 4. Kapitel (S. 45—101), das eine reich dokumentierte Liste sämtlicher 187 Bursfelder Generalkapitel bietet und alle anwesenden Äbte mit Namen anführt. Das letzte 5. Kapitel (S. 101—110) gibt eine kritisch zuverlässige Liste aller Klöster, die zur Bursfelder Kongregation gehört haben. Das Register ist reich und sorgfältig gearbeitet. Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag für die von der Zukunft zu erwartende Gesamtgeschichte der Reformkongregation von Bursfeld.

8. D. Ursmer Berlière, *L'ascèse bénédictine des origines à la fin du XII siècle. Essai historique, Abbaye de Maredsous-Paris* P. Lethielleux 1927, XII, 282 S. 20.—Fr.

Berlière, der unermüdlich tätige Erforscher der Geschichte seines Ordens, vermag aus der Fülle seiner durch zahlreiche Spezialstudien gewonnenen Quellenkenntnis heraus uns erstmals mit einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte der benediktinischen Frömmigkeit — denn so werden wir hier das Wort „ascèse“ am treffendsten übersetzen — zu beschenken. Die Schrift ist ganz aus den Quellen gearbeitet. Der erste Teil, der fast die Hälfte des ganzen Buches ausmacht (S. 1—114), gibt ein glänzendes literar-historisches Exposé, d. h. wir erhalten einen Überblick über alle die Schriften und Dokumente, aus denen uns im zweiten Teil (S. 117—264) die einzelnen in der Praxis ausgebildeten Erscheinungsformen des religiösen Lebens im Orden beschrieben werden. Dieser 1. Teil verdient die besondere Aufmerksamkeit des Historikers der theologischen Literaturgeschichte. Die reichen Quellen- und Literaturangaben sind dankbar zu begrüßen. Für die von der Zukunft zu erhoffende allgemeine Geschichte der theologischen Literatur des Mittelalters ist hier zugunsten einer sonst wenig beachteten Sparte wesentliche Vorarbeit geleistet. Die „Quellen“ werden in sechs Kapiteln behandelt. Die Überschriften dieser Abschnitte geben eine Vorstellung von dem hier Gebotenen: 1. Die Ordensregel des hl. Benedikt, 2. Die Kommentare zu dieser Regel, 3. Die Mönchsgewohnheiten (*consuetudines monasticae*), 4. Die Liturgie und die liturgischen Schriften, 5. Die asketischen Schriftsteller (S. 62—107) und 6. Die bei den klösterlichen „Lesungen“ benützten Bücher.

Im zweiten systematischen Teil werden in neun Kapiteln die einzelnen Formen der mönchischen Frömmigkeit quellenmäßig dargestellt. Der Stoff ist nach folgenden Gesichtspunkten gruppiert: 1. Die Liebe zur Einsamkeit und das Stillschweigen (*solitudo et silentium*), 2. Die Grundtugenden des Gehorsams, der Demut und der Nächstenliebe, 3. Die Messe und das Brevier, 4. Die Schrift und Väterlesung, 5. Die von der Lesung ausgehende Meditation, 6. Das private Gebet, 7. Die Kontemplation, 8. Besondere Andachtsübungen und die Heiligenverehrung, das 9. Kapitel handelt von der Bedeutung der kulturellen und seelsorglichen Arbeiten der Mönche im Rahmen ihres Frömmigkeitsideals. Zwei gute Indices beschließen die Schrift. — Ich möchte der Hoffnung Raum geben, daß dieses Buch, wie so manche andere Veröffentlichung B.s. nur eine vorbereitende Studie darstellt, der recht bald das große zusammenfassende Werk über die Gesamtgeschichte des Benediktinerordens wenigstens bis zum Ausgang des Mittelalters folgen wird. Wenn B. diese große Aufgabe in Angriff zu nehmen sich entschließt, wird ihm die Wissenschaft dafür dankbar sein.

9. Wilhelm Schwickert, Die Grundherrschaft des Klosters Haina bis 1350. Marburger Phil. Diss., Marburg 1927, Universitätsverlag R. Noske, Borna-Leipzig. 71 S.

Angesichts der großen Bedeutung des Zisterzienserordens als Wirtschaftsfaktor im mittelalterlichen Deutschland ist jede neue Einzelarbeit als Baustein für eine zukünftige Gesamtgeschichte der deutschen Zisterzienser zu begrüßen. Die vorliegende Dissertation eines Schülers von Prof. Stengel verfolgt, in erster Linie auf Grund von Urkundenmaterial, die Entstehung und glänzende Aufwärtsentwicklung des klösterlichen Grundbesitzes von Haina (in der ehemaligen Landgrafschaft Hessen gelegen) während eines fast 200jährigen Zeitraumes. In solider Beweisführung wird auch in diesem Fall wieder gezeigt, wie „im Laufe des 13. Jahrhunderts das Spezifisch-Zisterziensische der Wirtschaftsführung (Eigenbetrieb mit Hilfe des Konverseninstituts) immer mehr zurücktrat, um einer neuen, zeitbedingten Wirtschaftsform Platz zu machen“, die die Übertragung des Besitzes an andere gegen verschiedenartige Leistungen mit sich brachte. Ein Verzeichnis der Orte, in denen Haina begütert war, und eine schöne Übersichtskarte über das Hainaer Wirtschaftsgebiet ist der Arbeit erfreulicherweise beigegeben.

10. Ludwig Clemm, Die Urkunden der Prämonstratenserstifter Ober- und Nieder-Ilbenstadt (Sonderabdruck aus dem Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, NF. XIV. u. XV. Bd., S. 157 bis 511. Hessische Regesten, 2. Heft).

Die beiden Grafen Gottfried und Otto von Kappenberg wurden durch die Predigten des hl. Norbert, des Stifters des Prämonstratenserordens, für den neuen Orden gewonnen und haben drei ihrer Schlösser, darunter auch die Besitzung Ilbenstadt bei Frankfurt a. M., 1123 in ein Männerkloster umgewandelt, dem alsbald ein Frauenkloster angegliedert wurde. 1803 bzw. 1808 sind diese beiden Stifter säkularisiert worden. Durch die Bearbeitung aller auffindbaren Urkunden — im ganzen zählt die vorliegende Sammlung 732 Nummern — wird ein sicheres Fundament für eine kritische Geschichte der beiden Klöster gelegt. Die Urkunden werden nur als Regest mitgeteilt, jedoch sind die Auszüge bei allen wichtigeren oder aus irgendeinem Grunde charakteristischen Dokumenten sehr ausführlich. Die diplomatische Beschreibung ist mustergültig, die kommentierenden Erläuterungen sind erfreulicherweise ziemlich reichlich ausgefallen. Mehrere glänzend gearbeitete Register (S. 435—511) und gute Reproduktionen der erhaltenen Siegel erhöhen den Wert der mit entsagender Hingebung vorbereiteten Publikation.

11. W. Goetz, Franz von Assisi und die Entwicklung der mittelalterlichen Religiosität (Archiv für Kulturgeschichte, Leipzig 1927, S. 129—149).

Der auf der Breslauer Tagung deutscher Historiker gehaltene Vortrag, meisterhaft auch der Form nach, zieht in glänzender Beherrschung der Quellen und Literatur das Fazit der modernen Forschung über die Person und das Werk des hl. Franz. Goetz beginnt mit der Feststellung, daß die durch Thode (1885) und besonders durch Sabatier (1894) eingeleitete Revolutionierung aller bis dahin geltenden Auffassungen seit langem bereits überwunden ist und mit einer vollständigen Zurückweisung der neuen Theorien geendigt hat. Franziskus ist nicht der Wegbereiter der Renaissance und noch viel weniger der Typus eines modernen religiösen Individualisten, er ist reinstes Mittelalter gewesen. Trotzdem gebührt ihm eine einzigartige Stellung in der Geschichte der mittelalterlichen Religiosität. Franz lebt und verkörpert die religiöse Reaktion gegen die neue italienische Kultur, die unter dem Einfluß der fortschreitenden Geldwirtschaft immer mehr von der diesseitsbetonten, materialistischen Lebensauffassung beherrscht wird. Er, der Laie, wird ohne geistliche Führung der

Schöpfer einer neuen bürgerlichen Religiosität, weil er der erfolgreichste Wiedererwecker urchristlicher Gedanken und Energien gewesen. Diese religiöse Selbständigkeit des Bürgertums hat jedoch mit religiösem Individualismus noch nichts zu tun. Der Heilige hat die mittelalterliche Religiosität nur erweitert, aber nicht über vorhandene Grenzen hinaus; die in ihr wirkenden, noch nicht entwickelten Kräfte hat er nach einer Richtung hin zur Entfaltung gebracht. Erst mit Thomas von Aquin zusammen steht das Ganze mittelalterlicher Frömmigkeit vor uns. Die katholische Kirche feiert ihn mit Recht als ihren Heiligen. Franzens einseitiges, rein religiöses Kulturideal unterlag, aber es unterlag nicht ganz, denn der von ihm entfachte Feuerbrand religiösen Lebens drang verinnerlichend immer wieder in die neue, werdende Kultur ein; so ward die Tragik des hl. Franz trotzdem noch eine Quelle fruchtbarsten Lebens.

12. Anscar Zawart, O. M. Cap., *The History of Franciscan Preaching and of Franciscan Preachers (1209—1927)*. A Bio-Bibliographical Study (Reprint from the Report of ninth Annual Meeting of the Franciscan Educational Conference, S. 241—596), *Franciscan Studies* No. 7, New York, Joseph F. Wagner, Inc. 54 Park Place, 1927.

Die von nordamerikanischen und kanadischen Franziskanern herausgegebenen *Franciscan Studies*, deren 7. Heft hier zur Besprechung vorliegt, sind bis jetzt in den deutschen Fachzeitschriften kaum angezeigt worden, obwohl sie u. a. beachtenswerte Beiträge insbesondere zur Geschichte des Lebens und der Theologie Bonaventuras und des Duns Scotus enthalten. Das Werk Zawarts ist nicht, wie man auf Grund des Titels zunächst annehmen möchte, eine zusammenfassende, die großen Linien der Entwicklung und die führenden Persönlichkeiten würdigende Gesamtgeschichte des franziskanischen Predigtwesens, sondern der Untertitel weist auf den Inhalt und das Ziel der Arbeit hin. Der fleißige Verf. hat in mühseliger Sammelarbeit auf Grund des in Bibliographien, Lexicis und in der Zeitschriftenliteratur seines Ordens enthaltenen Materials eine möglichst vollständige Aufzählung der Persönlichkeiten erstrebt, die als Praktiker oder Theoretiker für die Geschichte der franziskanischen Predigt bis in die Gegenwart irgendwie in Betracht kommen. Das Ergebnis der Sammelarbeit ist, daß für die Zeit von 1226 bis 1536 im ganzen 200 und für die Jahre 1517—1927 etwa 1500 Franziskaner nachgewiesen werden konnten, die homiletische Schriften hinterlassen haben; in diese Zahlen sind nicht eingerechnet die Ordensmitglieder zumal der vorreformatorischen Zeit, die nachweislich als Prediger berühmt waren, von denen uns jedoch keine Schriften bekannt sind. Bei Trägern berühmter Namen orientiert Z. verhältnismäßig ausführlich über das Leben und die Schriften und ist bemüht, die Quellen und die Spezialliteratur nachzuweisen. Angesichts der Fülle des Materials ist es nicht überraschend, daß bei der Benützung und Zitierung dieser Literatur und der Quellen sehr ungleichmäßig verfahren wird und vielfach Lücken und Mängel festzustellen sind. Trotzdem wird die Arbeit dankbarst als Nachschlagewerk benützt werden. Sehr bedauerlich ist es jedoch, daß offenbar aus Sparsamkeitsgründen der Schrift ein unglaublich dürftiger Index beigegeben ist. Gerade bei einem bio-bibliographischen Werke hätte nicht nur ein absolut vollständiger Personen- und Sachindex, sondern auch ein ausführliches Ortsverzeichnis geliefert werden müssen. Die zahllosen Prediger zweiten, dritten und geringeren Grades bleiben auf diese Weise fast unauffindbar.

13. P. Girolamo Golubovich O. F. M., *Biblioteca Bio-Bibliografica della Terra Santa e dell'Oriente Francese*, Tomo V (dal 1346 al 1400). Quaracchi presso Firenze Collegio di S. Bonaventura 1927. XII, 441 S. 45 Lire.

Uns liegt der 5. Band des großen Unternehmens des P. Golubovich zur Besprechung vor. M. W. ist in dieser Zeitschrift überhaupt noch nicht auf diese

Achtung gebietende Publikation des dalmatinischen Franziskaners hingewiesen worden, und doch kann niemand, der sich mit der mittelalterlichen Ordens- und Missionsgeschichte beschäftigt, an dieser grundlegenden Quellensammlung, der ungezählte literarhistorische, biographische, geographische u. a. Einzeluntersuchungen beigegeben sind, vorübergehen. Über den Kreis der Kirchenhistoriker hinaus darf dieses bereits fünf starke Bände in Großoktav umfassende Werk auch die Aufmerksamkeit der Kultur- und Handelshistoriker ebenso wie der Geographen und Orientalisten beanspruchen. Der 5. Band bietet wiederum eine Fülle des interessantesten, bis jetzt meist unbekannt oder unbeachteten Materials aus der Zeit von 1346—1400, das dem Historiker durch die fachmännische Kommentierung des Herausgebers zur bequemen Benützung an die Hand gegeben wird. Golubovich versteht unter dem „Oriente Franceseano“ im Sinne der mittelalterlichen Missionare ganz Asien und Nordafrika, d. h. alle Länder von Marokko bis China und zieht die Tätigkeit der Franziskaner in diesen Ländern in den Kreis seiner Untersuchungen. Eine auch nur einigermaßen ausreichende Charakterisierung des ungemein reichen Inhalts des 5. Bandes, der im ganzen 297 Einzelbeiträge vereinigt, ist im Rahmen dieser Anzeige ausgeschlossen. Aus der Reihe der größeren Beiträge hebe ich einiges wenige hervor. S. 1—24: Eine monographische Untersuchung über Nicolo di Poggibonsi und seinen Bericht über seine Reise nach Syrien, Palästina und Ägypten (1346 ff.); S. 117—31: Beiträge zur Geschichte des Kreuzzuges des Herzogs Amadeus VI. von Savoyen (1366—67); S. 220—33: Untersuchungen über die „armenische Chronik“ des Minoriten Johannes Dardel (1377—79); S. 282—97: Dokumente zur Geschichte der franziskanischen Märtyrer in Jerusalem vom Jahre 1391; S. 168—79: Über die Pilgerreise der hl. Brigitta von Schweden; S. 347—67 wird erstmals eine dem 14. Jahrhundert angehörende für Orientpilger bestimmte Schrift ediert; S. 370—90: Nachrichten über die Franziskanermission auf Kreta. Drei ausführliche Register erleichtern die Benützung des ausgezeichneten Werkes.

14. Heinrich Schreiber, Die Bibliothek der ehemaligen Mainzer Kartause. Die Handschriften und ihre Geschichte (Zentralblatt für Bibliothekswesen, Beiheft 60), Leipzig, O. Harrassowitz, 1927. XII, 234 S. geb. 16.— M.

Zwei Drittel der heutigen Handschriftenbestände der Mainzer Stadtbibliothek entstammen der ehemaligen Kartause bei Mainz, die 1308 gegründet und 1781 durch den Mainzer Kurfürsten zugunsten der Mainzer Universität aufgehoben worden ist. Es hat nicht wenige mittelalterliche Bibliotheken gegeben, die die Schätze der Mainzer Kartause an Wert übertrafen, andererseits aber sind die Fälle selten, in denen uns wie hier aus einer einzigen Bibliothek eine so große Zahl von Manuskripten (rund 1000) erhalten ist. Weil die Geschichte der Bibliotheken und die Geschichte des geistigen Lebens aufs engste miteinander zusammenhängen, so wird durch die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte einer Klosterbibliothek zugleich auch unsere Kenntnis der Klosterkultur erweitert und vertieft. Die Büchersammlung der Mainzer Kartause zählte nicht zu denjenigen Bibliotheken, die durch Klassikerschätze und wertvolle Vätermanuskripte hervorragten und deshalb das Interesse der Humanisten und späteren Gelehrten wachgerufen haben; dafür aber bot diese Bibliothek eine überreiche Fülle an Werken zur spätmittelalterlichen Bibelexegese und wertvolle Schriften aus der asketisch-mystischen Literatur des ausgehenden Mittelalters.

Die vorliegende, aus einer Münchener Dissertation hervorgewachsene Arbeit eines Schülers von P. Lehmann kann als eine mit guter Methode, peinlichster Akribie und mit umfassendem Wissen durchgeführte bibliotheksgeschichtliche Untersuchung bezeichnet werden, die auf ausgedehnten, insbesondere auch archivalischen Forschungen beruht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt

hat, „die Geschichte der Bibliothek zur Grundlage der Erforschung des literarischen und geistigen Lebens der klösterlichen Gemeinschaft zu machen“, ist glänzend durchgeführt. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, eine Vorstellung von dem reichen Ertrag zäher Forscherarbeit zu geben. Alles, was der auch die unscheinbarsten Kleinigkeiten beobachtende Spürsinn des Gelehrten auffindig machen und mit guter Beobachtungsgabe und durch sein methodisch gezügeltes Kombinationsvermögen zusammenfügen und deuten kann, ist hier schön geordnet vorgelegt. Zur Charakterisierung des Inhalts seien hier wenigstens einige Überschriften von Abschnitten angegeben: Bibliothekspraxis und Bibliotheksordnung im 15. Jahrhundert, Die Laienbibliothek, Die Chorbibliothek, Über die Tätigkeit des Bibliothekars, Über Buchschmuck, Geistiges Leben in der Kartause im Mittelalter, Überblick über den Inhalt der mittelalterlichen Bibliothek, Über die Schicksale der Bibliothek zur Zeit des Einfalls des Markgrafen Albrecht (1552) und zur Schwedenzeit (1631—35). Möge es dem Verfasser recht bald vergönnt sein, die von ihm geplante kritische Edition und wissenschaftliche Erschließung des umfangreichen, dem 15. Jahrhundert angehörenden Katalogs der Bibliothek herauszugeben; dadurch wird die vorliegende wertvolle Studie ihren krönenden Abschluß erhalten.

15. Johannes Bühler, Ordensritter und Kirchenfürsten. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. Leipzig, Inselverlag, 1927. 474 S.

Der neueste hier anzuzeigende Band der Sammlung „Deutsche Vergangenheit“, die damit bereits auf sieben starke Bände angewachsen ist, wird ebensogut wie seine Vorgänger seinen Zweck erfüllen. Die hier in Übersetzung publizierten Texte wollen natürlich nicht der wissenschaftlichen Forschung dienen, sondern möchten möglichst weite Kreise der Gebildeten an die zeitgenössischen Aufzeichnungen selbst heranführen und auf diese Weise tieferes historisches Verständnis und lebendigere Einfühlung in den Geist der Vergangenheit vermitteln. Die erste größere Hälfte der Texte illustriert die wechselreiche Geschichte der Deutsch-Ordensritter und ihres Ordensstaates (S. 11—238, davon S. 11—47 ein vom sachkundigen Herausgeber verfaßter einführender Abriß der Geschichte des Ritterordens). Im zweiten Teil (S. 241—409) werden Texte geboten, die mit führenden Bischofsgestalten und ihrer Bedeutung für die Kultur und Reichsgeschichte des mittelalterlichen Deutschland bekannt machen. Durch die ausgewählten Quellennachrichten werden besonders markante Persönlichkeiten, wie Bruno von Köln, Bernward von Hildesheim, Adalbert von Bremen, Engelbert von Köln und Konrad von Hochstaden dem Leser vor Augen gestellt. Im ganzen werden allerdings nur 13 Bischöfe berücksichtigt, wenn wir von den in einigen zusammenfassenden chronikalischen Berichten (S. 396—409) Erwähnten absehen. Meines Erachtens würde es sich empfehlen, die dargebotenen Texte in manchen Fällen zu kürzen, um dafür noch einige weitere hervorragende Bischöfe zu kennzeichnen. Die historische Einführung und die erläuternden Noten (S. 410 bis 452) zeigen das entschiedene Streben, die Werte und die Denkweise des mittelalterlichen Menschen möglichst sachlich zu erfassen und verständlich zu machen. Auch der Fachmann wird gern, zumal für Vorlesungszwecke, die gut ausgewählten Texte benützen und für diese Handreichung dankbar sein.

16. Koloman Juhasz, Die Stifte der Tschanader Diözese im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frühgeschichte und Kulturgeschichte des Banats (Deutschtum und Ausland, Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur, hrsg. von G. Schreiber, Heft 8/9). Münster i. W., Aschendorff, 1927. 333 S. geb. 8.75 M.

Das alte Tschanader Bistum, eine Gründung des ersten Ungarnkönigs Stephan des Heiligen († 1038), gehört heute nur zum kleinsten Teil zu Ungarn; der

bei weitem größte Teil, darunter der Temesvarer Banat, ist durch den Frieden von Trianon 1919 zu Rumänien bzw. Jugoslawien gekommen. Das vorliegende Werk sammelt und legt chronologisch geordnet, man könnte fast sagen in regestenartiger Form, alle auf die Klöster und Stifter der vortürkischen Zeit (d. h. vor 1552) bezüglichen Quellennotizen vor. Es handelt sich um sieben Benediktiner- und zwei Zisterzienserklöster und außerdem um vier Kollegiatkapitel und zwölf Konvente unbekannter Ordenszugehörigkeit. Im allgemeinen wird davon abgesehen, die meist zusammenhanglosen Einzelnachrichten in größere historische Zusammenhänge zu stellen und ebenso wird darauf verzichtet, den kulturgeschichtlichen Hintergrund mit zur Darstellung zu bringen. Auch für diese schlichte Zusammenstellung des vorhandenen Materials wird der Kirchenhistoriker dankbar sein. Eine Karte und ebenso eine größere Anzahl von guten Abbildungen, die die kümmerlichen baulichen Reste und Trümmer ehemaliger Pracht zeigen, ist dem Buche beigegeben. Das Register ist sorgfältig gearbeitet.

Zur Kirchengeschichte Polens

Von Karl Völker, Wien

Reformacya w Polsce, Organ des Vereins zur Erforschung der Gesch. d. Reformation in Polen. hrsg. von Stanisław Kot, Warschau. Jahrgang V, 1928.

Nr. 17/18, 156 S.: Stanisław Bodniak schildert „Den Kampf um das Interim auf dem Reichstag 1556/57“, in dessen Verlauf Sigismund August von sich aus, da eine Verständigung zwischen Adel und Episkopat nicht zu erzielen war, verfügte, daß jede weitere Protestantisierung katholischer Kirchen als Störung der öffentlichen Ordnung bestraft werden sollte, ohne jedoch auf der Durchführung dieser Verordnung zu bestehen. — Oskar Bartels Studie über „Grzegorz Paweł aus Brzezin“ gipfelt in dem gelungenen Nachweis, daß der ehemalige Wittenberger Student und nachmalige kalvinische Pastor und Senior von Krakau die tritheistischen Lehrsätze des Gentilis in der Überzeugung, die Kirchenreform erst dadurch zu Ende zu führen, volkstümlich ausgeprägt habe. Gegenüber Wotschke, auf dessen Arbeit über denselben Gegenstand sich B. wiederholt beruft, verdient seine Feststellung über den Namen des Theologen Beachtung: er hieß nicht Gregor Pauli im Sinne des Sohnes von Paulus, sondern Gregor Paul Zagrob(ł)ny, gebürtig aus Brzezin. — Besonders verdient hervorgehoben zu werden die gehaltvolle Arbeit Marek Wajsbłums über „Die kleinpolnischen Dytheisten (St. Farnowski und seinen Anhang)“. Unter Kennzeichnung der organisatorischen und literarischen Wirksamkeit ihres geistigen Hauptes Stanislaus Farnowski schildert W. den Aufstieg und Niedergang dieser Sekte, die in der Sandezer Gegend ihren Hauptstützpunkt hatte, im Rahmen der polnischen Reformationsgeschichte, insbesondere im Zusammenhang mit der gegen das altkirchliche Dogma gerichteten Bewegung. Seine Ausführungen über die sozialen Hintergründe des polnischen Protestantismus sowie über die einzelnen theologischen Richtungen desselben eröffnen Perspektiven für eine synthetische Erfassung der polnischen Reformationsgeschichte. — Kazimierz Borzęcki sammelt und ergänzt die Nachrichten „Über Olbracht Karmowski, einen (bisher wenig beachteten) arianischen Dichter“ aus dem 17. Jahrhundert und dessen Familie. — In Fortsetzung seiner Studien über den Sozinianismus beleuchtet Ludwig Chmaj „Die Propaganda der polnischen Brüder in Paris im 17. Jahrhundert“, woselbst z. B. der Philosoph und Mediziner Samuel Sorbière sich auf einen Briefwechsel mit Andreas Wiszowaty einließ, ohne allerdings offen auf die Seite der Sozinianer, die in Frankreich übrigens sogar von den Katholiken als Bundesgenossen im Kampf gegen die Atheisten angesehen wurden,

zu treten. Ch. weist darauf hin, daß die ehemaligen Rakower Zöglinge an den auswärtigen Hochschulen, die sie bezogen, im geheimen für ihre dogmatischen Ansichten warben. — Ludwig Kolankowski veröffentlicht die Listen „der Sejmaabgeordneten unter Sigismund August“; aus den Namen lassen sich weitere Schlüsse auf die konfessionelle Zusammensetzung der Reichstage ziehen. — Stanisław Bodniak druckt „den Vorschlag eines anonymen Protestanten zur Kirchenreform vor dem Reichstag 1562/63“, worin volle Religionsfreiheit für alle Bekenntnisse unter scharfen Ausfällen gegen die katholische Geistlichkeit gefordert wird, ab. — Marek Wajsblum sucht nachzuweisen, daß die Fausto Sozzini zugeschriebene Erklärung des ersten Teiles des ersten Kapitels des Johannesevangeliums in Wirklichkeit von Lelio Sozzini stamme („Rapsodien des L. S.“). — Kazimierz Chodynicki berichtet über „Die Angelegenheit der Brandlegung des evangelischen Bethauses in Gialow in Samogitien“ im Jahre 1620 durch den Bischof Stanislaus Kiszka, der auf Grund des Schiedsgerichtes unter dem Vorsitz Christoph Radziwills den Schaden aus eigener Tasche wieder gutmachen mußte. — Wincenty Saks macht aufmerksam auf „Die archivalischen Bestände der evangelisch-reformierten Synode zu Wilna“. Stanisław Kot bringt als „Beitrag zu den Beziehungen des Hugo Grotius mit Polen“ in Ergänzung seiner früheren Studie einen Brief des Georg Slupecki an denselben über die Wahl Wladyslaws IV.

Nr. 19, 80 S.: Marja Czapska legt eine inhaltsreiche Untersuchung über „Die religiöse Polemik in der ersten Periode der Reformation in Polen“ (bis 1572) vor. Sie verfährt in der Weise, daß sie die einzelnen Streitpunkte, wie Kirchenbegriff, Primat des Papsttums, Hierarchie, Ordenswesen, Priesterzölibat, Heiligenverehrung, Bilder- und Reliquiendienst, Sakramente, Messe, Fegefeuer, Ablass gesondert behandelt und jedesmal den Standpunkt der polnischen Bekämpfer des römischen Katholizismus aus der Haltung der Väter des Protestantismus verständlich zu machen sucht, wobei sie außerdem die dogmen-geschichtliche Gestaltung des betreffenden Lehrstückes mit einigen Strichen kennzeichnet. Wenn man auch hierbei nicht allen ihren Aufstellungen ohne weiteres wird zustimmen können — z. B. über Calvins Theokratie, über Luthers Auffassung der Ehe, über Melancthons Abendmahlslehre —, so wird man doch anderseits es begrüßen müssen, daß sie die führenden Männer der polnischen Reformation, wie Rej, Modrzewski, Seklucyan, Krowicki, in ihrer gedanklichen Abhängigkeit und Selbständigkeit in bezug auf die Zentralfragen der religiösen Bewegung in die richtige Beleuchtung rückt. Cz. hat den einzig möglichen Weg betreten, um die Besonderheit des polnischen Protestantismus im Rahmen des Gesamtprotestantismus zu erfassen. So ist ihre Arbeit in sachlicher wie methodischer Hinsicht als Fortschritt in der Forschung zu bewerten. Zur Abrundung des Gesamtbildes hebt sie auch die entscheidenden Gedankengänge der katholischen Verteidigung hervor. — Gegenüber der immer wieder aufgestellten Behauptung, es sei auf dem Reichstag zu Lublin 1566 ein Ausweisungsdekret gegen die Antitrinitarier zustande gekommen, stellt Stanisław Bodniak fest, „Die Angelegenheit der Vertreibung der Arianer im Jahre 1566“ sei an dem Widerstand des Episkopates, der befürchtete, die Ausweisung einer Gruppe der Ketzler könnte als Duldung der andern verstanden werden, sowie an dem Einspruch arianischer Sejma-Abgeordneten gescheitert, wiewohl bei den kalvinischen Senatsmitgliedern die Neigung hierzu vorhanden war. — Den Streit um die Auslegung der unklaren Bestimmung der Warschauer Konfoederation 1573 über die Hörigen, ob bei der Wendung „tam in spiritualibus quam in saecularibus“ rebus oder bonis zu ergänzen sei, entscheidet Waclaw Sobieski in seiner Studie „Aber nicht um den Glauben“ durch den Nachweis, der betreffende Artikel sei absichtlich so unbestimmt abgefaßt worden, da bei dem an seiner Formulierung beteiligten Kreise eine einheitliche Auffassung nicht zu erzielen war. Als Bekenntnis zur Toleranz hebt er den Zwischenruf des Calviners Peter Zborowski: „Aber nicht

um den Glauben“ im Sinne der Belassung der Hörigen eines evangelischen Grundherrn beim Katholizismus, besonders hervor. — Marjan Hetzman erinnert an „Stanislaw Krzystanowic und seine Polemik mit Bacon von Verulam“. Als Präzeptor polnischer Magnatensöhne erfuhr derselbe auf seinen Auslandsreisen von den Verfolgungen der Katholiken in England unter Jakob I., was ihn veranlaßte, 1606 in Paris ein hauptsächlich Elisabeth herabsetzendes „katholisches Examen“ zu veröffentlichen. Bacon setzte sich mit dieser Schrift bei der Verteidigung der verstorbenen Königin auseinander, ohne allerdings den Verfasser zu nennen. — Aus den Stadtbüchern des Staatsarchivs in Lublin veröffentlicht Alexander Kossowski einige Akten „Über das Leben der polnischen Arianer in Lublin“, besonders über das Schicksal ihres Hauses.

Aus dem Beitrag Stanisław Kots für die Festschrift zu Ehren Alexander Brückners „Jana Kochanowskiego podróże i studja zagraniczne“ (Reisen und Auslandsstudien J. K.s), Krakau 1928, verdient die besonders auf Grund von Königsberger Archivalien — Briefwechsel des Dichters mit Herzog Albrecht von Preußen — gewonnene Feststellung Beachtung, Kochanowski, neben Rej der Mitbegründer der polnischen Nationalliteratur, sei unter dem Eindruck der politischen Wirren vom Protestantismus zum Katholizismus wieder zurückgetreten, ohne daß er jedoch je als Verteidiger der Papstkirche sich hervorgetan hätte. K. macht auch darauf aufmerksam, daß er in seinen religiösen Liedern auch nach dem Anschluß an Rom einen überkonfessionellen Standpunkt beobachtet. Damit erscheint die viel erörterte Frage nach der konfessionellen Zugehörigkeit des Dichters gelöst.

Theodor Wotschke, Der Pietismus im alten Polen. Zur Geschichte der deutsch-lutherischen Gemeinde Wengrow (Abdr. aus Heft 10 der Deutschen Blätter in Polen, 18 u. 17 S., Posen 1927). — Polnische Studenten in Leiden (Abdr. 27. Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. NF. Bd. III, Heft 4, S. 461—486, Osteuropa-Institut, Breslau 1927). Die Mitarbeiter an den Acta historico-ecclesiastica in Polen (Abdr. aus Heft 12 der Deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen, 63 S., Posen 1928).

Das der zuletzt angeführten Untersuchung W.s beigeschlossene Verzeichnis seiner bisher erschienenen Arbeiten weist 265 Veröffentlichungen auf. Eine bewunderungswürdige Leistung, die in erster Linie, wenn auch nicht ausschließlich, der Erforschung der evangelischen Vergangenheit Polens zugute kommt. W.s Arbeitsweise ist bekannt. Den Hauptnachdruck legt er auf die Erschließung neuer Archivalien, die er teils, sofern sie ihm wichtig erscheinen, wörtlich abdruckt, teils in zusammenhängender Darstellung verarbeitet. So bringt jede seiner Veröffentlichungen neue Einzelheiten, die er hoffentlich selbst noch einmal in Weiterführung seiner Geschichte der Reformation in Polen zu einem Gesamtbild verbinden wird. Die vorliegenden Studien beleuchten die mißliche Lage der Evangelischen in Polen im Zeitalter der katholischen Willkürherrschaft. Die evangelische Gemeinde in Wengrow erhielt damals insofern eine erhöhte Bedeutung, als ihre Pastoren — seit 1651 gab es daselbst neben der reformierten auch eine lutherische, die das Bethaus jener mitbenutzen durfte — unter dem Schutze des preußischen Gesandten auch die Evangelischen der Reichshauptstadt Warschau seelsorgerlich bedienten. Die von dem Lucker Bischof immer wieder verfügte Schließung des Wengrower Bethauses wurde durch die Androhung des preußischen Hofes von Gegenmaßnahmen gegen die Katholiken rückgängig gemacht. Einer der lutherischen Pastoren von W. war der pietistisch gesinnte Joh. Friedrich Bachstrom, aus dessen und des Warschauer Militärpastors Adelong Briefwechsel mit Halle deutlich wird, daß die Frömmigkeitsrichtung Speners und Franckes auch in Polen Anhänger gefunden hatte.

Die Zeitverhältnisse spiegeln auch die 56 von W. in der Gothaer Landesbibliothek aufgefundenen Briefe wieder, die in der Zeit von 1736 bis 1752 zwischen den Herausgebern der Acta historico-ecclesiastica und ihren nicht genannten sein wollenden Mitarbeitern in Polen gewechselt wurden.

Die Zusammenstellung und Würdigung der polnischen Studenten in Leiden — 1635 Höhepunkt des Zuzuges aus Polen (32), seit 1656 nur noch vereinzelt — läßt uns das Abflauen des Protestantismus in Polen im 17. Jahrhundert erkennen. Für die Beziehungen zwischen den Arminianern und polnischen Antitrinitariern sind die Feststellungen W.s wichtig.

Ludwig Chmaj, Samuel Przykowski na tle prądów religijnych XVIII wieku (S. P. auf dem Hintergrund der religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts). Krakau, Akademie der Wissenschaften. 240 S., 1927.

In Weiterführung seiner Untersuchungen über den polnischen Sozinianismus (s. ZKG. XLIV, S. 136, XLV, S. 624) bringt Ch. in der vorliegenden Arbeit die Wirksamkeit einer Persönlichkeit zur Darstellung, die als ein Sondertypus im antitrinitarischen Lager erscheint. Um nämlich seiner konfessionellen Gemeinschaft die Daseinsmöglichkeit zu sichern, suchte P. in den Fragen, an denen die Gegner „der polnischen Brüder“ hauptsächlich Anstoß nahmen, eine Erweichung des radikalen Standpunktes seiner Glaubensgenossen herbeizuführen. Deshalb setzte er sich einerseits für eine positive Wertung des Staates, dem er das Recht zur Führung eines gerechten Krieges der Selbstverteidigung zusprach, ein und betonte andererseits die Göttlichkeit Jesu, den man nicht in die Sphäre des bloß Menschlichen herabziehen dürfe. Dadurch erwuchs ihm eine Gegnerschaft in der eigenen Kirchengemeinschaft, ohne daß er die Ausweisung derselben aus Polen abzuwenden vermochte. Neben der Feststellung dieses Tatbestandes auf Grund neuen Quellenmaterials ist es Ch. darum zu tun, das Gedankengut P.s im Spiegel seiner Zeit zu kennzeichnen. Dabei hebt er besonders die in der Forderung der Toleranz gipfelnde Staatsauffassung P.s sowie die durch denselben im Gegensatz zu „den Neutralen“, die äußere Kirchlichkeit ohne innere Überzeugung beobachteten, verkündigte Frömmigkeit der persönlichen Freiheit hervor. In diesem Zusammenhang verweist der Verf. u. a. auf die Auseinandersetzung seines Helden mit Comenius, der dem von P. gepriesenen Verstand die Erkenntnis in göttlichen Dingen nicht zugestehen wollte. In einem besonderen Abschnitt würdigt Ch. Przykowski als Dichter und Publizisten. Nach der Vertreibung aus seiner Heimat wanderte P. nach Königsberg, wo er am 19. Juni 1670 starb. Dadurch fallen von Ch.s gehaltvollem Buch einige Feststellungen über die Sozinianer auch für die preußische Kirchengeschichte ab. Befremdlich wirkt die Wendung S. 135: „Die Intoleranz und der Neutralismus, die beiden dunkeln Seiten der reformatorischen Bewegung“. War es in dieser Hinsicht im römischen Katholizismus anders? Ferner hinterläßt die Glaubensauffassung P.s, wie sie Ch. darlegt, nicht den Eindruck, daß derselbe die Religion des Verstandes unter Ausschaltung des Metaphysischen lediglich auf das Moralische bezogen wissen wollte, mochten auch bei ihm die praktischen Erwägungen im Vordergrund gestanden sein (S. 146).

Zur Geschichte der Inneren Mission

Von **Martin Gerhardt**, Hamburg

Unter den Neuerscheinungen sei zunächst hingewiesen auf:

Gustav von Rohden und Theodor Just, *Hundert Jahre Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft*. Düsseldorf, Selbstverlag der Gesellschaft, 1926. 198 S. geb. 2.— M. — Die Kapitel 1—13 dieses Buches stellen einen unveränderten Abdruck der zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft erschienenen Geschichte derselben aus der Feder ihres damaligen Geschäftsführers Dr. von Rohden dar. Am wertvollsten ist in diesem Abschnitt die Darstellung von Theodor Fliedners Gedanken über Gefängnisreform und seiner Arbeit zu ihrer Verwirklichung im Dienst der Gesellschaft. Sie erfährt im Anhang eine Ergänzung durch dankenswerte Mitteilungen „aus Fliedners Handakten“ (S. 133 ff.). Etwas mehr wüßte man gern noch über die Schwierigkeiten, die sich zeitweilig aus der interkonfessionellen Zusammensetzung der Gesellschaft ergeben haben, wovon die Mitteilungen „aus dem Familienarchiv des Grafen Spee“ (S. 140 ff.) einiges ahnen lassen. Der jetzige Geschäftsführer Theodor Just hat im 14. Kapitel die Geschichte der Gesellschaft bis zum Jahre 1926 fortgeführt und auch den Anhang ergänzt.

An Lebensbildern gehören hierher:

Helene Matthies, *Ein Weltkind Gottes. Amalie Sieveking's Werden und Werk*. Hamburg, Ernte-Verlag, 1927. 267 S. geb. 5.80 M. — Wenn auch die Wissenschaft durch dies in frei erzählender Form ohne strikte Bindung an den historischen Verlauf gestaltete Lebensbild keine Bereicherung erfährt, so kann es doch dazu dienen, das Lebenswerk der „Tabea des Nordens“ trefflich zu veranschaulichen.

In die jüngste Vergangenheit der Inneren Mission führt uns Erica Hennig: *Martin Hennig. Ein deutscher Erzieher*. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1927. 236 S., geb. 5.80 M. — Die Witwe des dritten Direktors des Rauhen Hauses bietet mit diesem Buch ein mit tiefem Verständnis für die Arbeit ihres Mannes frisch und lebendig geschriebenes Lebensbild. Sie schildert Hennig's Werdegang, seine Arbeit als Agent des Ostdeutschen Jünglingsbundes und seine langjährige Leitung des Rauhen Hauses. Manches wird etwas einseitig Gold in Gold gemalt. Aber man nimmt das gern in Kauf in einer Darstellung, die so trefflich das kerndeutsche, evangelische Erziehungswerk eines echten Wicherschülers veranschaulicht. Die am Schluß zusammengestellte Bibliographie zeigt, wie viel Arbeitsgebiete der Inneren Mission Hennig zu befruchten suchte. Leider fehlt dem Buch ein Namenregister, das bei einer eventuellen Neuaufgabe nicht vergessen werden dürfte. Ein paar Versehen seien zum Schluß richtig gestellt: S. 36 und 75 ist der schlimme Druckfehler Rietschl statt Ritschl stehen geblieben. Die Bemerkung über die Agentur S. 50 läßt nicht erkennen, daß sie unter diesem Namen schon lange bestand, und zwar keineswegs als der erste christliche Schriftenverlag. S. 93: lies Fry statt Frey. S. 98: Louis Wichern starb 1871, nicht 1870. S. 129: Wichern-Denkschrift erschien 1849, nicht 1848. S. 173: Eine „feste Begriffsbestimmung“ der Inneren Mission fehlt bei Wichern keineswegs, nur wird sie bei ihm immer reicher und inhaltvoller mit dem Wachstum seines Lebenswerkes.

Zwei wertvolle Monographien stellen Heft 1 und 2 der „Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt a. M.“ dar, entstanden auf Anregung von Professor Dr. Chr. J. Klumker, und zwar Heft 1:

Hans Scherpner, *Die Kinderfürsorge in der Hamburgischen Armenreform vom Jahre 1788*. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1927. VII, 83 S. brosch. 5.— M. — Auf Grund sorgfältiger Aktenstudien im Hamburgi-

schen Staatsarchiv behandelt der Verf. in 6 Kapiteln in wohlthuend sachlicher Darstellung: 1. Die Sorge für arme Kinder vor den Reformversuchen am Ende des 18. Jahrhunderts, 2. Die grundsätzliche Stellung der Kinderfürsorge in der neugestalteten Armenpflege, 3. Die Industrieschule, 4. Die Lehrschule, 5. Die Verselbständigung der Kinderfürsorge, 6. Die Fürsorge für besonders vernachlässigte und gefährdete Kinder. Einleitung und Schluß beleuchten treffend den Zusammenhang mit verwandten Reformbestrebungen der Aufklärung, der auch sonst gut herausgearbeitet wird. Im Anhang werden einige besonders instruktive Aktenstücke abgedruckt. Einzelheiten bleiben natürlich strittig, so z. B. die Frage, ob man das Lebensgefühl vor Ausbruch der französischen Revolution als „geradezu eschatologisch“ bezeichnen kann (S. 1). S. 11, Anm. 3 dürfte der Hinweis auf J. Geffcken: Johann Winckler und die Hamburgische Kirche in seiner Zeit (1684—1705), Hamburg 1861, nicht fehlen. Sonst vermisste ich in den reichhaltigen Literaturangaben nur die neue Biographie Karl Sievekings aus der Feder seines Enkels Heinrich Sieveking, 1. Teil, Hamburg 1923, 2. Teil, Hamburg 1926.

Heft 2 bringt eine Studie von Karl Ruth, Die Pädagogik der süddeutschen Rettungshausbewegung. Chr. H. Zeller und der schwäbische Pietismus. Ebenda, 1927. VII, 87 S. brosch. 5.— M. — Auch diese Arbeit beruht auf fleißigen Quellenstudien, wobei dem Verf. handschriftliches Material aus Beuggen, Lichtenstern, Kornthal und Basel zur Verfügung stand. Im Hauptteil, Kapitel 3—7, werden die innere Organisation der Rettungshäuser, der Unterricht im Rettungshaus, die Handarbeit als Erziehungsmittel, die Anstaltsfeste, der Erfolg der Rettungshausarbeit und die Sorge für die entlassenen Kinder behandelt. Die ersten beiden Kapitel, welche eine geschichtliche Eingliederung der süddeutschen Rettungshausbewegung versuchen, fußen einseitig auf Weber und Troeltsch und geben ein schiefes Bild des Neupietismus und seiner Erziehung. Dürftig ist leider die „kritische Würdigung“ am Schluß ausgefallen (S. 68 ff.). Wenn der Verfasser hier zu der Feststellung gelangt, daß die Pädagogik der Rettungshäuser auf „stark eingeengter Anschauung vom Wesen des Menschen und des Lebens überhaupt“ beruht, so beweisen diese und ähnliche Urteile, daß ihm für das tiefste Wesen einer bewußten evangelischen Erziehungsarbeit noch das nötige Verständnis fehlt. (Für Einzelheiten darf ich auf meine ausführlichere Besprechung in der Theologischen Literaturzeitung, 53. Jahrg., Nr. 14, Sp. 324 f., verweisen.)

Ein Thema, das heute besonders aktuell ist, behandelt Wilhelm Dockhorn: Die christlich-soziale Bewegung in Deutschland. Kritischer Beitrag zur Frage ihres religiösen und kulturell-gesellschaftlichen Untergrunds, ihrer Idee und Geschichte, ihrer Verdichtung in die Gestalt der christlichen Arbeiterbewegung und ihrer Stellung im modernen Werdeprozeß. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1928. VIII, 149 S. kart. 4.— M. — Es ist an sich gewiß verdienstvoll, wenn ein Nichttheologe den Versuch einer Gesamtanschau der christlich-sozialen Bewegung unternimmt. Aber befriedigen kann die hier dargebotene Arbeit nicht. Nach einer von unglücklichen Wortbildungen strotzenden Einleitung („Die Grundzüge des christlichen Theismus und dessen historisches Verhältnis zu Geist und Gesellschaft des Abendlandes“) behandelt der Verfasser zunächst „die Phase politisch-praktischer Auseinandersetzung sozial-orientierter Geistlicher mit der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Entwicklung“ und subsumiert hier 1. Wichern und die Innere Mission, 2. Kolping und die katholischen Gesellenvereine. Es spricht nicht für tiefgründige Kenntnis der Geschichte der Inneren Mission, wenn der Verfasser behauptet, die Innere Mission sei, im Unterschied zum Katholizismus, organisatorisch zu stark zusammengeballt gewesen (S. 24). Eher war das Gegenteil der Fall. Ebenso scheint er nicht zu wissen, daß „die intensive Missionierung durch das freie Wort“ (S. 27) seit Jahren wieder im Mittelpunkt der inneren Missionsarbeit steht. Er

geht dann weiter über zu einer „Phase theoretisch-politischer Auseinandersetzung sozial-orientierter Geistlicher und der verfaßten Kirche mit der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Entwicklung“, die auch wieder nach Katholizismus und Protestantismus getrennt behandelt wird. Daß hier eine Darstellung Kettlers heute noch an Vigners glänzender Biographie des Mainzer Bischofs vorübergeht, ist eine Unterlassungssünde, die auch einem Anfänger nicht zu verzeihen ist. Ähnliche Flüchtigkeiten finden sich auch weiterhin. Stoecker wird konstant mit ö geschrieben und Wichern erhält die Vornamen Johannes Heinrich statt Johann Hinrich (S. 149; nie anders!). Seine gesammelten Schriften hat übrigens Joh. Wichern nicht allein herausgegeben! Der letzte Abschnitt behandelt „Das Aufkommen der christlichen Arbeiterbewegung und die praktische und theoretisch-politische Auseinandersetzung der organisierten christlichen Arbeiterschaft mit der sozial-wirtschaftlichen Entwicklung“. Die ganze Arbeit läßt einen soliden Unterbau durch sorgfältiges Quellenstudium schmerzlich vermissen.

Besprechungen

Alexander Cartellieri, Weltgeschichte als Machtgeschichte 392—911. Die Zeit der Reichsgründungen. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1927. XXVI, 398 S. Geh. 18.50 M., geb. 20 M.

Der Titel dieses Werkes drückt vollkommen aus, was sein Verfasser meint und bietet, und zeigt damit sogleich die hervorstechendsten Eigenschaften des Buches: Nüchternheit und bewußte Klarheit der Arbeitsweise. C. ist nicht nur als Verfasser der Geschichte Philipps II. August, auf die er selbst im Vorwort Bezug nimmt, bekannt, sondern neuerdings auch mit sehr andersartigen größeren, zusammenfassenden Werken hervorgetreten, wie den Grundzügen der Weltgeschichte (1919, 2. Aufl. 1922) und einer Geschichte der neueren Revolutionen vom englischen Puritanismus bis zur Pariser Kommune (1642—1871; 1921). Diese Bücher zeigen gemeinsam mit dem jetzt vorliegenden das starke und lebendige Bestreben, entsprechend den Schwierigkeiten und Bedürfnissen der Nachkriegszeit, möglichst vielen Stoff in möglichst einfacher, faßlicher Form, dabei stets mit allgemaineren lehrhaften Gedanken durchsetzt, darzubieten. Man kann C. in diesen seinen Bestrebungen unter den Historikern der jüngsten Zeit am ersten neben Dietrich Schäfer stellen, auch inhaltlich ist seine Gedankenwelt der des älteren Historikers am nächsten verwandt.

Im vorliegenden Werk bietet er einen knappen und klaren Überblick über die Weltgeschichte als großes staatliches Geschehen, vorwiegend in Europa (dem romanisch-germanischen und in Byzanz), aber auch in den Reichen des Islam (Nordafrika und Vorderasien) von 382—911. Die Darstellungsweise ist sehr klar und nüchtern, stark auf das Tatsächliche beschränkt, mit Gedanken und Reflexionen des Historikers nur in der Richtung auf die Hervorhebung des Machtelementes in der Weltgeschichte, der psychologischen Verständlichmachung, der großen Machthandlungen durchsetzt. Die Originalquellen zur Begründung der vorgetragenen Darstellung werden nur selten genannt, dagegen die neueren und neuesten Darstellungen anderer Forscher ausgiebig berücksichtigt und in musterhafter Kürze zitiert; auch Einzelforschungen und kleinere Arbeiten finden sich genannt und verwertet, zum Teil allerdings wohl in etwas zufälliger Auswahl. Im ganzen wird man gern anerkennen, daß der Verfasser seiner selbstgestellten Aufgabe, in kompendiumartiger Weise zu Lehrzwecken einen Überblick über die wichtigsten äußeren Geschehnisse in den hier gewählten Zeitgrenzen zu geben, mit Geschmack und eindringlichem Bemühen um alle heute erreichbare Erkenntnis gerecht geworden ist.

Selbstverständlich ist das nur ein Teil der vollen Weltgeschichte der behandelten Zeit. Über die großen damaligen geistigen Wandlungen, das geistige Altern und Müdewerden der antiken Welt, die gesamte innere Fortbildung des Christentums, die Christianisierung und Verkirchlichung der Germanen usw. findet man nirgends Ausführliches, nur hier und da knappe Andeutungen, vor allem am Schluß eines jeden Buches einen zusammenfassenden Rückblick von je ein bis zwei Seiten. Dabei ist die Ideologie des Machtgedankens, wie sie hier geboten wird, vom Individualismus und der Selbsterfleischung der Germanen, vom siegreichen römischen Machtgedanken, von der Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Macht zur Bändigung der wilden Triebe der Menschen, zu ihrer Verteidigung gegen die Unkultur usw. zwar durchschnittlich und allgemein bekannt, aber nicht schroff einseitig; ein Streben nach allseitigem Verständnis der Erscheinungen tritt öfters wohltuend zutage. Freilich, wer volle konkrete Anschauung und individuelle geistige Lebendigkeit in der Geschichte liebt und sucht, wird in dem abstrakten und inhaltlich doch einseitigen Zug dieser großen starren Linien nirgends auf seine Rechnung kommen. Aber wer den Band als ein zuverlässiges, von einem Forscher erarbeitetes Grundschemata eines Hauptteils der Weltgeschichte, als Mittel zur weiteren Einarbeitung und selbständigen Durchdringung dieses Stoffes benutzt, wird überall die sichere Führung und zuverlässige Orientierung mit Dank empfinden. Auch eine als möglich hingestellte Fortsetzung des Bandes zur Darstellung der „großen Gestalten der alten deutschen Kaiser“ wird man nur erhoffen und wünschen können; denn Cartellieri gehört auch für den, der seinen Standpunkt vielleicht nicht teilt, zu den gegenwärtigen deutschen Historikern, die Eigenes und Beachtenswertes zu bieten haben.

Erlangen.

B. Schmeidler.

Walter Klein, Die St. Johanneskirche zu Gmünd. Frankfurt a. M. Kommissionsverlag und Herstellung von H. L. Brönners Druckerei, 1928. = Gmünder Kunst, Band VI. 140 S.

Es ist durchaus zu begrüßen, daß man in Gmünd bestrebt ist, die Denkmäler der schönen Stadt in eingehenden, mit zahlreichen guten Bildern ausgestatteten Schilderungen weiteren Kreisen nahe zu bringen. So beschreibt und würdigt im vorliegenden Bande Walter Klein die Johanneskirche — im ganzen zutreffend und jedenfalls erfreulich warm und anschaulich. Eine strengere Analyse freilich des Baus und seiner Formenwelt hat der Verfasser nicht unternommen. Da verläßt er sich mehr auf andere. Und so versucht er auch nicht, die Kunst, die hier erscheint, in die Entwicklung der romanischen Bauwelt genauer einzuordnen. Der häufig wiederkehrende Hinweis auf Oberitalien ist doch zu summarisch. Der Verfasser nimmt offenbar an, daß die Steinmetzen — mindestens überwiegend — unmittelbar dorthier kamen. Das trifft schwerlich zu. Und wenn der Verf. schon die Gmünder Kunst „staufisch“ nennt und auch einmal an Andlau erinnert oder auf St. Fides (nicht „Fidelis“, S. 119) in Schlettstadt hinweist, so hätte er nur diese Ansätze weiter verfolgen sollen. Er hätte dann bemerkt, daß die Gmünder Kunst mit der oberrheinischen, insbesondere der elsässischen sehr nahe verwandt ist. Im Elsaß gibt es die mit Rundstäben besetzten Pfeilerkanten (S. 45) ebenso wie die schweren Bandrippen (S. 120), gibt es die Halbpalmettenranke (S. 54), die Bandmuster (S. 110 f.), die gekreuzten Bänder mit Kugeln (S. 35, 39), die verflochtenen Ringe (S. 48), die Blattkränze und den Omegatries (am Fuß der Fenstergeschosse des Turms, S. 15), die Reihen großer Blumen (von Haus aus ein lothringisches Motiv, S. 34), gibt es endlich auch die Tiere auf den Fensterbänken (S. 82 ff.), die hockenden Gesimsträger (S. 87 f.) und das klagende Männlein (S. 127). Und diese Dinge sind zum Teil ganz unitalienisch, zum andern Teil stark oberrheinisch umstilisiert. Ich will nun nicht etwa behaupten, die ganze Formenwelt von Gmünd komme geradeswegs aus dem „stau-

fischen“ Elsaß. Hüten wir uns vor vorschnellen Verallgemeinerungen. Aber hier liegt das eigentliche Problem. Es ist zu fragen: wo (und wann) bildet sich diese schmuckfrohe Kunst allererst aus? welche Quellen haben sie gespeist? wie und wo entwickelt sie sich weiter? Dann erst wird man zeigen können, an welcher Stelle die Johanneskirche in den Gesamt Ablauf einzuordnen ist.

Auch der Plastik gegenüber hat der Verfasser die eigentlichen kunstgeschichtlichen Probleme nicht gesehen. Ihn beherrscht so sehr die Vorstellung, das alles müsse irgendwie vom germanischen Holze herkommen (es wird davon noch zu reden sein), daß er die nächstliegenden Fragen gar nicht stellt. Das doch immerhin beträchtliche Sitzbild der Muttergottes in Stein am Südwestpfeiler soll an goldüberzogene Holzbilder erinnern. Aber ob diese Maria mit dem Kinde nicht etwa steinerne Vorläuferinnen in Schwaben selbst hat, wird nicht erörtert. Ja der Holz-Wahn und Oberitalien spuken so gewaltig in der Phantasie des Verfassers, daß er auf die groteske Vermutung verfällt, die bekannte Zedernholzgruppe der Kreuzigung im Dom zu Bologna könnte das „Vorbild“ der Kreuzigung im Bogenfeld des Hauptportals der Johanneskirche gewesen sein (S. 59)! Die beiden Gruppen haben auch nicht das Geringste miteinander zu tun.

Aber gleichviel: offenbar sucht der Verf. das Verdienst seiner Arbeit nicht im Kunstgeschichtlichen. Ihm ist es um anderes zu tun. Wenn er uns da entschädigt, werden wir jene Unterlassungen und Irrtümer nicht tragisch nehmen. Den weitaus größten Raum in seinem Buch nimmt die Würdigung und Deutung des plastischen Schmucks der Johanneskirche in Anspruch. Es gilt, den deutschen Charakter und den geheimnisvollen tiefen Sinn dieser Bildwerke aufzuzeigen. Die Grundanschauung ist diese: zunächst ist die eigentliche Baudekoration germanisch. Sie ist allererst von den Langobarden in Oberitalien geschaffen und dann zu Ende des 11. und im Anfang des 12. Jahrhunderts ebendort wiederbelebt worden. Sie trägt die Merkmale ihrer Herkunft aus dem Holzbaustil der Germanen sinnfällig an sich: Kerbschnitt, Diamantierung, Schachbrettmuster, Flechtbänder, Verknötungen, die holzgemäße Umstilisierung auch andersartiger (antiker und orientalischer) Elemente wie der Palmettenranken und der phantastischen Tierfiguren.

Zu dieser These, die ja bekanntlich Albrecht Haupt mit besonderem Nachdruck vertreten und Strzygowski neuerdings auf seine Weise wieder aufgenommen hat, muß man immer wieder sagen, daß wir die Holzbaukunst der Germanen des 5. Jahrhunderts nicht kennen, und daß die Tatsache, daß sie — später — den Kerbschnitt und einiges andere von dem Genannten in ihrer Holzschnitzkunst auch anwenden, schlechterdings nicht beweisen kann, daß sie jene sogenannte langobardische Stein- und Stuckdekoration des 5. und 6. Jahrhunderts erfunden hätten. Man wird sich vielmehr erinnern müssen, daß nach Riegl der Kerbschnitt schon auf römischen Militärschnallen des 3. Jahrhunderts — gefunden in Ägypten — vorkommt, daß es „langobardische“ Ornamentik auch auf dem Boden Vorderasiens und Griechenlands (z. B. auch auf der Akropolis!) gibt, und daß sie also weit eher orientalisches-byzantinisches, als germanisches ist. Wie unklar jene Begriffe sind, mag man endlich daraus ersehen, daß die Schachbrettmuster und die Bandgeflechte doch weit eher aus der Textilkunst als aus der Holzschnitzerei abgeleitet werden können: ein technologischer Beweis mindestens für ihre Herkunft aus dem Holzstil läßt sich nicht führen.

Es soll gar nicht bestritten werden, daß den Germanen jene abstrakte Ornamentik zugänglich war, als die vegetabile oder gar figurliche der griechisch-römischen Antike; auch nicht, daß sie sie demgemäß mit Verständnis und Liebe aufnahmen und weiterbildeten. Freilich wissen wir nicht, welchen Stammes die Steinmetzen waren, die in Oberitalien, Frankreich, in der Schweiz und am Rhein bis ins 8. Jahrhundert solche Dinge machten. Aber einerlei: auch auf nun überwiegend germanischem Boden ist dergleichen entstanden. Nur erfunden haben die Germanen den Stil nicht, und ein Holzstil ist er nicht.

Übrigens könnte man sich diese Überschätzung des Germanischen zur Not schließlich noch gefallen lassen. Aber jener ganze Gedankengang zeitigt doch bisweilen allzu törichte Schlüsse. Auf S. 51 lesen wir, Portale mit Sturz- und Entlastungsbogen seien „aus dem Zimmermannsstil übernommen“. Wo in aller Welt gibt es wohl in einem richtigen Holzhaus über einer Tür einen Entlastungsbogen?! Und ebenso unmöglich ist die Behauptung, der freistehende Glockenturm verkörpere eine „Erinnerung an die germanischem Einfluß entwachsenen ravennatischen Vorbilder“. Hier artet die Germanomanie in groben Unfug aus.

Zum andern bemüht sich der Verf. um eine Deutung des figurlichen Schmuckes der Johanneskirche, dessen Reichtum ja immer wieder phantasiebegabte Interpreten auf den Plan gerufen hat. Er schließt so: Es gab eine germanische Ornamentik der Tiere und Trolle, der Riesen und Zwerge. Sie erhielt ihre monumentale Form vornehmlich durch die Langobarden in Oberitalien. Im 11. und 12. Jahrhundert neu belebt, wurde sie durch wandernde oberitalische Steinmetzen weit verbreitet (S. 13f.). „Sie wäre aber doch nicht in diesem Umfang möglich gewesen, wenn nicht der alte Sagenkreis im Volke selbst lebendig geblieben wäre und in der zähen Beharrlichkeit der Landbewohner neue Nahrung gefunden hätte“ (S. 14). Ein Beispiel, die Darstellung der Jagd oben am Turm: „Im rasenden Lauf der um den Turm stürmenden Meute hätten wir den im Volk nicht erstorbenen Glauben an Wotans teuflisches Heer, das die vom Irrwahn und Aberglauben erfüllten Geister ... zur Hölle führt“ (S. 124). Sehr hübsch, aber ein Einfall, dem man mit demselben Recht ein halbes Dutzend anderer gegenüberstellen kann. Nein, solches Raten und Deuten ist Diletantismus. Es gibt doch nur einen Weg, auf diesem dunklen Feld zu haltbaren Ergebnissen zu kommen. Es muß für jedes einzelne Motiv ermittelt werden: wo taucht es zum erstenmal auf? was ist sein ursprünglicher Sinn? was haben sich die, die es jetzt und hier anwandten, dabei gedacht? Wie diese Fragen beantwortet werden können, dafür gibt es längst vortreffliche Muster. Um nur eines zu nennen: Adolf Goldschmidt hat eine große Anzahl von Motiven der dekorativen Plastik in vorbildlich klarer Weise aus dem Psalter erklärt (Albanipsalter. Berlin 1895). Anderes bietet die sonstige wissenschaftliche Ikonographie. Freunde dieses Gebietes sollten sich an die mittelalterliche Literatur machen: solange es nicht gelingt, den ursprünglichen und eigentlichen Sinn auch solcher Motive, wie die Jagd, aus der Literatur zu erklären, bleibt ihre Deutung Willkür. Wie die kämpfenden Ritterpaare, die Löwen und Drachen usw. (Goldschmidt a. a. O., S. 47ff.), und wie der König Theoderich an San Zeno in Verona, so hat doch höchstwahrscheinlich auch die Artussage und die Tierfabel an der Kathedrale zu Modena, so hat ganz gewiß auch die wilde Jagd am Turm unserer Johanneskirche zunächst einen geistlichen Sinn. Ihn zu finden, ist ein keineswegs aussichtsloses Verlangen. Nur wird das nicht auf dem Weg mehr oder weniger geistreicher Vermutungen gelingen, sondern allein auf dem Weg des Studiums der in Frage kommenden mittelalterlichen Literatur. Unser Verfasser zeigt einige Ansätze zu einem solchen ernsteren Bemühen. Er zitiert den Physiologus und hat auch sonst von den Quellen der wissenschaftlichen Ikonographie allerlei Kenntnis. Um so mehr ist zu bedauern, daß er dann doch mehrfach wieder jenem bodenlosen Herumraten verfällt.

Zum Beschluß: wenn wir so auch auf diesem Gebiet auf wissenschaftlichen Ernst dringen, so soll man uns nicht „humanistisch eingestellten Historismus“ vorwerfen (S. 13). Das Entweder — oder ist vielmehr: Wissenschaft oder Diletantismus. Und endlich: auch der Einwand, daß wir aus derselben Einstellung heraus keinen Sinn für die volkstümliche Seite, für das Spezifisch-Deutsche dieser romanischen Kunst hätten, trifft uns nicht. Man dient der Ehre der deutschen Kunst nicht durch vage Hypothesen. Ihren Ruhm kann auf die Dauer nur vermehren, was aus der Wahrheit ist.

Frankfurt a. M.

Rudolf Kautzsch.

Hans Fink, Die Kirchenpatrozinien Tirols. Ein Beitrag zur tirolisch-deutschen Kulturgeschichte. Passau 1928, Verlag des Instituts für ostbairische Heimatforschung. 246 S. 10.— M.

Durch die vorliegende Untersuchung ist die den gleichen Gegenstand betreffende von Kroeß-Weingartner (1912) überboten. Sie legt einleitend „Allgemeine Gesichtspunkte“ für die Patrozinienforschung dar, unter Bevorzugung der induktiven Methode im Hinblick auf das Wann, das Woher und die Motive, die zur Wahl des Patroziniums führten (S. 6), das heißt mit Einrechnung sämtlicher Begleitumstände und Überlieferungen, die für die Feststellungen in Frage kommen (S. 4) und erst so diese Spezialforschung befähigen, der übrigen Geschichtserforschung zu dienen. So kommt eine wechselseitige Beleuchtung der Siedlungsgeschichte in den aufeinander folgenden Schichten zustande, wird, wie in der Untersuchung von Farner, die das westlich angrenzende Graubünden betraf, der Gang der alten Römerstraßen untersucht und fortgehend auf die Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Rahmen des weltgeschichtlichen Ganges mit den den Gegenstand hervorragend bedingenden Faktoren Rücksicht genommen, aber im Gegensatz zu Farner (vgl. ZKG., NF. VII, S. 618, und L. Pfleger im Hist. Jb. der Görres-Gesellsch. 46, 1, 1926, S. 123 ff.) gewagte Hypothesenbildung vermieden. Eine römische Fundkarte sollte beigelegt werden (S. 13); dieselbe wurde aber, wie der Verlag der Zeitschrift auf mein Befragen mitteilt, überflüssig, weil durch die Arbeit von Cartellieri über die Brennerstraße überholt. Es stellt sich heraus, daß im westlichen Vintschgau fränkischer, im Unterinn- und Pustertal bayrischer Einfluß überwog. Auf die kirchliche Zugehörigkeit des Landes zu den verschiedenen Bistümern wird nicht sonderlich Rücksicht genommen, aber ein Kapitel über die Bistumspatrone vorgelegt (S. 188 ff.). Im übrigen hält sich die Anordnung wesentlich an die erschließbare zeitliche Aufeinanderfolge der wichtigeren Heiligenpatronate, von denen des Laurentius und Petrus an, unter Weglassung der besonders häufigen Marienkirchen, aus denen keine Schlüsse gezogen werden können (S. 204). Sonstige Heiligenpatronate sind in Sonderkapiteln gruppenweise (Drachenheilige, Pilgerpatrone) zusammengestellt, und es wird zudem auf Zusammenhänge mit der Natur (Flur- und Vieh-, Waldpatrone, Wetterheilige) und sonstige Abzweckung (Spitalpatrone) Bezug genommen, doch Anlehnung an heidnische Vorstellungen und Gebräuche durchschnittlich nur als nachträgliche Übernahme zugestanden. Um das zerstreute Material über einzelne Heilige fruchtbar zu machen, hätte sich die Beigabe noch eines Registers über diese empfohlen. An Heiligenlexika benutzt Verf. noch nicht die von Holweck (1924) und Baudot (1925). Die Untersuchung verdient, weil tief in den Gegenstand eindringend und methodisch musterhaft, Berücksichtigung für jeden Zweig der Patrozinienforschung.

Betheln (Hann.).

E. Hennecke.

Franz Strunz, Johannes Hus. Sein Leben und sein Werk. Mit einer Auswahl aus seinen pastoralen Schriften und Predigten. Otto Wilhelm Barth-Verlag, München-Planegg 1927. 144 S.

Es ist verdienstlich, daß St. in einer Zeit, da Hus im Zusammenhang mit der Entstehung der tschecho-slovakischen Republik wieder viel genannt wird, durch die vorliegende Veröffentlichung die Aufmerksamkeit der deutschen Leserkreise auf den Prager Magister lenkt. Die äußerlich fein ausgestattete Schrift beruht auf einem gründlichen Studium der einschlägigen deutschen und tschechischen Literatur; sie ist aber so gehalten, daß ungeachtet ihrer wissenschaftlichen Höhenlage auch gebildete Laien sie mit Erfolg auf sich wirken lassen werden. Den Kern der Veröffentlichung bilden sechs heute schwer zugängliche Predigten des böhmischen Reformators in guter deutscher Übersetzung, die in ihrer geschickten Auswahl einen unmittelbaren Eindruck seiner Denkweise vermitteln. In der Einführung entwirft St. eine eindrucksvolle Lebensskizze von Hus, dessen

Stärke er in erster Linie in seiner die Grundanschauung Wiklefs popularisierenden Predigtweise, aber nicht in seiner Gelehrsamkeit erblickt. Von den zahlreichen Abbildungen verdienen besondere Erwähnung die über den Konstanzer Prozeß aus dem Leitmeritzer Kantionale, da aus denselben hervorgeht, daß der von Holbein stammende Hus-Typus mit dem mageren, bartumrahmten Gesicht in Wirklichkeit den Freund und Bekenner desselben, Hieronymus, darstellt, während Hus selbst bartlos und vollwangig war. Über diese und andere Fragen der Hus-Forschung gibt die beachtenswerte Schrift von St. Auskunt.

Wien. Karl Völker.

Richard Krebs, *Der Bauernkrieg in Franken, 1525* (Zwischen Neckar und Main. Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen E. V. 8. Heft). 71 S. 1925.

Karl Seith, *Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des Jahres 1525* (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“, Nr. 28). 168 S. Karlsruhe i. B. 1926.

Unter den Arbeiten zur Geschichte des Bauernkrieges, zu denen das Säkularjahr 1925 anregte, gibt es soweit ich sehe, nur einige wenige, die für die Wissenschaft in Betracht kommen. Die meisten begnügen sich damit, auf Grund von willkürlich gesammelten und gedeuteten Einzelheiten ein Gemälde zu entwerfen, für deren Hintergrund der Farrentopf der materialistischen Geschichtsanschauung noch immer Farbe genug enthielt. Unter den wertvolleren Arbeiten ragen die beiden oben genannten hervor, auf die ich die Aufmerksamkeit der Forschung eben deshalb lenken möchte. Was diesen beiden Arbeiten vor allem ihren Wert verleiht, ist, daß sie trotz mancher Zugeständnisse an ältere Anschauungen, für die sie jedoch in dem von ihnen genauer durchforschten Gebiet keine neuen Anhaltspunkte finden konnten, mit nüchternem Ernst und einem durch Beobachtungen an der Gegenwart geschulten Blick für die Eigentümlichkeiten solcher Massenbewegungen die Akten nach allen Richtungen durchstudierten, um ihnen die Antwort auf jede mögliche Frage abzugewinnen. Durch größere Selbständigkeit erfreut dabei noch Krebs, der zwar im wesentlichen nur den Bauernkrieg in Franken als den Teil desselben darstellen wollte, in dem die Bewegung gewissermaßen ihren dramatischen Höhepunkt erreichte. Aber die fein und besonnen abwägenden Urteile und der weite Horizont, den er seiner Arbeit gab, verraten, daß wir es hier mit einem guten Kenner der Bewegung auch in anderen Gebieten zu tun haben, und verpflichten die Wissenschaft zur Beachtung der Arbeit auch über den von ihm selbst bezeichneten Kreis hinaus. Dagegen konnte Seith zwar eine Menge recht wertvoller Einzelzüge beibringen, aber an der geistigen Kraft, auf Grund des abweichenden Bildes von der Bewegung, das sich ihm gestaltete, Kritik an den älteren Ansichten zu üben — an dieser Kraft gebrach es ihm —, vielleicht infolge einer Art Lokalpatriotismus, der sonst die Stärke des Werkes ausmacht.

Um hier nur das Wichtigste aus den beiden Arbeiten festzustellen, so bildet Krebs' Arbeit einen Beitrag zu dem Problem Bauernkrieg auch insofern, als er auch die Ursachen, die Ziele und die Folgen des Aufstandes eingehend darlegt. Seine Ergebnisse berühren sich dabei an den entscheidenden Stellen mit den meinen. Vielleicht ist nur bei ihm das Bild von der gesamten Bewegung noch zu stark durch den Eindruck bestimmt, den die 12 Artikel und ähnliche von ihr erwecken¹. Nicht diese Artikel — das muß immer wieder betont werden — deuten jedoch den eigentlichen Sinn des Bauernkrieges an, — sie tauchen erst längere Zeit nach der Entstehung der Unruhen auf und sind nur als Mittel der Propaganda zu werten, — vielmehr die Entwicklung der gesamten Bewegung

¹) Das beigegebene Titelbild von Schiestl erweckt vom Bauernkrieg geradezu das Gegenteil von dem Eindruck, den das Buch nachher hervorruft.

von 1524 an. Nur wer das erkennt, dem erscheint der Widerstreit zwischen den Kundgebungen und den Taten der Bauern wie die Tatsache verständlich, daß sich Bauern in durchaus erträglicher, ja günstiger Lage plötzlich, scheinbar ohne rechten Grund, gegen ihre Herren erhoben. Im einzelnen möchte besonders auf die Würdigung des Weinsberger Ereignisses (S. 44/45) hinzuweisen sein als auf ein Muster gerecht abwägender und kluger Beurteilung. Der Mißerfolg vor dem Unserfrauenberg bei Würzburg dürfte weniger auf die S. 52 angeführte Eifersucht der einzelnen Haufen und ihre Planlosigkeit zurückzuführen sein als auf die S. 53 richtig beobachtete Tatsache, daß die Bauern vielfach gar nicht gemeint waren, ernstlich zu kämpfen. Denn wenn auch nicht der fränkische, so hatten doch die anderen Haufen das erstrebte Ziel im wesentlichen erreicht, und mit der Zerstörung der Klöster und Schlösser einer Zukunft in ihrem Sinne den Weg gebahnt.

Aus der Arbeit von Seith, die sich, wie bemerkt, ausschließlich auf das Markgräfler Land im Süden des heutigen Baden beschränkt, muß als besonders bedeutsam hervorgehoben werden, daß es hier (wie ähnlich auf dem „Wald“ = Schwarzwald) noch eine Art Bauernvertretung, den aus Bauern bestehenden „Gemeinen Ausschuß der Landschaft“ gab. Wer sich das klar macht, begreift, daß auch in der Nähe der Bauer zur Wahrung seiner Rechte oder zur Durchsetzung seines Willens zu den immer bereiten Waffen greifen konnte. Und weiter dürfte von Interesse sein, daß auch hier eine Erhebung erfolgte, obwohl weder gegen den Landesherrn noch sonst gegen bestimmte Personen Klagen erhoben wurden. Seith würde wohl erkannt haben, was die Erklärung dafür bietet (die S. 45 angegebenen Gründe befriedigen nicht), wenn er bemerkt hätte, daß der Angriff dieser Bauern dem Schlosse eines Ordens, der Johanniter zu Heitersheim und die Abneigung ganz im allgemeinen ausschließlich den geistlichen Grundherren galt (S. 52 zeigt er eine Ahnung davon, aber seine Vorstellungen von dem Bauernkriege als einer vornehmlich gegen den Adel gerichteten Bewegung verhinderten ihre richtige Bewertung). Die Herrensitze und die markgräflichen Schlösser wurden dagegen augenscheinlich geschont (Grund S. 82). Damit stimmt dann sehr gut zusammen, daß die Führer, wie aus S. 142, Anm. 233 bis 236 hervorgeht, recht wohlhabende Leute waren. — Macht die Arbeit, abgesehen von der allgemeinen Einstellung zum Problem der ganzen Bewegung, den Eindruck höchster Solidität, so erhöht ihren Wert noch ein fast 40 Großoktavseiten füllender Anmerkungsapparat voll des wertvollsten Kontrollmaterials.

Königsberg i. Pr.

Wilhelm Stolze.

Henri Vuilleumier, *Historie de l'Eglise réformée du Pays de Vaud sous le régime bernois*. Bd. I: *L'âge de la réforme*. XXVI und 781 S. 4°. Lausanne, Imprimerie de la concorde, 1927. — Das Werk wird in 4 Bänden erscheinen. Preis der 4 Bände: 60 Schweizer Franken.

Unser Wissen um die schweizerischen Kirchen hat einen sehr wertvollen Beitrag in der umfassenden „Geschichte der Reformierten Kirche des Waadtlandes“ des verstorbenen Professors Henri Vuilleumier erhalten. Der erste Teil, der soeben aus dem Druck kommt, ist ein Oktavband von 780 Seiten und enthält ein vortreffliches Lichtdruckbild des Verfassers. Das Werk wird unter Leitung der Lausanner Hochschule herausgegeben. Zuwendungen aus dem waadtländischen Regierungs- und dem Lausanner Universitätsfonds, der Synodalkommission der Landeskirche und der Akademischen Gesellschaft des Kantons Waadt ermöglichten es, den Preis sehr bescheiden zu gestalten. Während 55 Jahren (110 Semestern!) dozierte Henri Vuilleumier an der Universität Lausanne Hebräisch und exegetische Theologie des Alten Testaments. Er war ein ausgezeichneter Philologe aber auch durch und durch Historiker. Über mehr denn 30 Jahren beschäftigte er sich in seinen Mußstunden damit, Materialien zur Kirchengeschichte des Waadtlandes zu sammeln, was ihm bereits seit Herbst

1907 gestattete, jede Woche in der Universität über die Vergangenheit seiner Kirche zu lesen. So werden die vier Bände der vorliegenden Veröffentlichung die Frucht eines auf 10jähriger Forschung beruhenden Unterrichts darstellen. Das Werk ist im wahren Sinn des Worts ein geschichtliches Denkmal, das nunmehr leider unvollendet bleibt. Nach Vuilleumiers Plan sollte es in zwei Teile zerfallen. Auf die Berner Periode sollte die waadtländische folgen, zu deren Ausarbeitung er besonders zahlreiche Dokumente gesammelt hatte. Sie hätte ihm auch Gelegenheit geboten, nicht nur seine eigenen reichhaltigen Erinnerungen, sondern auch Mitteilungen zu verwerten, die er aus erster Quelle geschöpft hatte. Sein Vater Samson Vuilleumier nämlich, ein Freund Alexandre Vinets, war während der Krise von 1845 in der Nationalkirche geblieben und hatte bei deren Neugestaltung eine bedeutende Rolle gespielt. Auch V. selbst gehörte zu den berufensten Leitern und Ratgebern des kirchlichen Lebens und wurde, da er sich in der deutschen Schweiz ebenso zu Hause fühlte wie in seiner eigenen Heimat und während 20 Jahren Abgeordneter in der Konferenz der Schweizer Kirchen war, auf kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiet zu einem lebendigen Bindeglied zwischen den zwei Sprachhälften der Schweiz. Dieser Umstand ist der Schlüssel zu dem inneren Verständnis, das er dem Reformator Bullinger und dem Hohen Rat der Berner Herren entgegenbringt. Seine so verschiedenenartigen Gaben ermöglichten ihm die Würdigung von Interessenkreisen und Bestrebungen, die oft bedeutend von den seinigen abwichen.

Der 1. Band hört mit der Epoche der St. Bartholomäusnacht 1572 auf. Er schildert die Lage des Waadtländer Gebiets am Vorabend der Reformation, die Evangelistentätigkeit Farel's, die Eroberung durch die Berner, die Lausanner Disputation und die Reformationssedikte (1536). Der Hauptsache nach setzte sich die neue Herrschaft ohne allzugroße Schwierigkeiten beim Volke durch, das bald darüber murrte, bald sich willig fügte, wie jene Leuten aus Bouvillars (das zur Grandsoner Vogtei gehörte), die bereits Ende 1531 sich dazu erboten, „das zu glauben, was ihren gnädigen Herren genehm sei“. Glücklicherweise waren die Männer, die an der Spitze der Regierung standen, durchschnittlich der reformierten Lehre treu und aufrichtig zugetan. Sie bemühten sich, das Volk in religiöser und moralischer Hinsicht zu heben und es so auf eine höhere Stufe zu bringen als die, die es zuvor unter päpstlicher und bischöflicher Herrschaft innegehabt hatte. Die Durchführung des allgemeinen Reformationssedikts kam zustande, jedoch nicht ohne zahlreichen Schwierigkeiten und heftigem Widerstand zu begegnen, doch von 1550 ab häufen sich günstige Anzeichen. In der Tat fassen die neue Lehre und die neue Gottesdienstordnung nunmehr in entschiedener Weise Wurzel in der Bevölkerung. In der Folge kennzeichnet der Verfasser die dogmatischen und disziplinarischen Streitfragen, an denen in leidenschaftlich erregter Weise die waadtländische Kirche sich beteiligte. Es handelte sich dabei um die Dreieinigkeit, das heilige Abendmahl, die Prädestination, das Exkommunikationsrecht der Konsistorien und um die der Kommission vorausgehende Prüfung der Teilnehmer. Da kam der Stein ins Rollen durch den Widerstand, den die Calvinisten der Berner Herrschaft leisteten. Die Krisis trat 1559 ein und veranlaßte die Enthebung vom Amt oder den Abschiedsantrag Virets und eines Viertels des gesamten geistlichen Kollegiums. Das bedeutete einen schweren Schlag für die Waadtländer Kirche, der auch auf die Lausanner Hochschule einwirkte. Aber die nunmehr folgenden Ereignisse sollten viel zur Beruhigung der Waadtländer beitragen. Das waadtländische Volk nämlich ergriff Partei für Bern und die Reform und widersetzte sich der Rückkehr zur savoyischen oder bischöflichen Gewalt. Die Berner Regierung ihrerseits läßt sich mehr und mehr in religiöser und moralischer Hinsicht den Fortschritt ihrer „welschen“ Untertanen angelegen sein (als „welsch“ bezeichnet man den französisch redenden Teil des Gebiets). Außerdem arbeitete auf dog-

matischem und kirchlichem Gebiet der Antistes Bullinger von Zürich an einer Annäherung Berns und Genfs, zwischen denen eine Zeitlang eine tiefe Kluft bestanden hatte, ja sogar an einer vollständigen Aussöhnung der beiden Richtungen, und seine Bemühungen wurden durch den Dekan Haller aus Bern und nach Calvins Tod (1564) durch Theodor von Beza unterstützt. Da trat die schwere Zeit ein, da einer nach dem andern die Väter der protestantischen Lehre vom Tod ereilt wurden, da andererseits die katholische Gegenreform überall ihre politischen und religiösen Kräfte sammelte und die Einheit der römischen Kirche im Tridentiner Konzil einen Triumph feierte, die Zeit, wo auf protestantischer Seite hingegen das starre Luthertum sich mehr und mehr als unduldsam und streitsüchtig erwies. Da galt es also mit den alten Streitigkeiten endgültig aufzuräumen. Das schon angebahnte Friedenswerk gipfelte in der allseitigen Annahme der von Bullinger ausgearbeiteten Glaubensformel (1566), die unter dem Namen „helvetische Konfession“ bekannt ist. So war das Bekenntnis zu der einen gemeinsamen Lehre und das Sichscharen um eine gemeinsame Fahne bereits eine abgeschlossene Tatsache, als jene Schreckenszeit der französischen Religionskriege hereinbrach, in der es der Schweiz vergönnt sein sollte, den verfolgten Hugenotten zu einer Zufluchts- und Freiheitsstätte zu werden.

Genf.

Eug. Choisy.

Friedrich Selle, Schicksalsbuch der evangelischen Kirche in Österreich. Ein Lesebuch ihrer wichtigsten Urkunden und Zeugnisse für ihre Bekenner; im Auftrag des Kuratoriums für evangelische Jugendpflege in Wien, Berlin, Furche-Verlag 1928. 346 S. 5.50 M., geb. 6.50 M.

Wie wenige kennen die so eigenartige, farbenreiche, stürmisch bewegte, oft erschütternde Geschichte des Protestantismus in Österreich, auch solche, die den „Anschluß“ ersehen, der doch eine konfessionelle Überlegung erfordert. Zwar haben wir es an Bemühungen nicht fehlen lassen, diesem Übelstand abzuwehren. Im nächsten Jahre erscheint der 50. Band unserer „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich“. 1921 ging die zweite Auflage meiner Schilderung der Gesamtbewegung in der Monarchie und Republik aus; eine dritte ist in Vorbereitung. Inzwischen hat sich D. Dr. Selle, der wohl vielseitigste Geistliche Österreichs, leider in der kleinen Bad Aussee-Gemeinde, der Keplerbündler, obwohl sein Hauptgebiet die botanische Naturphilosophie ist, vom Kuratorium für evangelische Jugendpflege in Wien dafür gewinnen lassen, ein trefflich ausgestattetes „Lesebuch für den Unterricht an Volks- und Mittelschulen, für Konfirmanden und Übertretende“ abzufassen. Allerdings hat schon 1917 Dr. Karl Völker in ähnlicher Absicht eine kleine Sammlung der wichtigsten Urkunden dargeboten, die ganze österreichische Monarchie umfassend, im engsten Anschluß an die erste Auflage meiner „Geschichte“ (1902). Sie hat leider im Kriegslärm wohl nicht die gebührende Achtung gefunden und wird auch von Dr. Selle nicht erwähnt. Dieser hat sein Ziel enger und doch wieder weiter gesteckt. Er beschränkt sich auf Neu-Österreich, bringt aber auch Bittschriften, Gutachten, Stimmungsbilder, Lieder, Briefe und Aussprüche usw. In sieben Teilen behandelt er die Kronländer einzeln, in der richtigen Erkenntnis, daß jedes von altersher sein eigenes Leben führt, das es in der Gegenwart noch schärfer betont als früher; das Burgenland wird vom Religionsprofessor zu Oberschützen Otto Morascher behandelt. Jedem Teil ist ein ganz kurzer „geschichtlicher Bericht“ vorangestellt, dem dann die Urkunden und Zeugnisse mit sorgsamem Quellenangaben folgen. Selbst innerhalb des engen Rahmens ließe sich natürlich noch mehr geben, da Selle das Hauptgewicht auf Reformation und Gegenreformation legt; von der Toleranzzeit erfährt man wenig, geschweige von der Gegenwart; und wie lehrreich sind doch selbst die armseligen Jahrzehnte der „Duldung“, mit den gedruckt vorliegenden Visitationsberichten der Superintendenten. Doch seien wir der Mühewaltung und Umsicht

des verehrten Verfassers dankbar für das Gebotene und hoffen wir, daß ihm und dem rührigen Verlag die starke Auflage keine Enttäuschung bereiten wird.
Königssee (Oberbayern). *Georg Loesche.*

Die Religionszugehörigkeit in Baden in den letzten 100 Jahren auf Grund amtlichen Materials mit 26 Karten. Bearbeitet und herausgegeben vom Badischen Statistischen Landesamt. VIII und 240 S. Herder, Freiburg i. Br. 1928. geb. 10.— M.

Das Werk des Statistischen Landesamts über die Religionszugehörigkeit in Baden ist auch kirchengeschichtlich von großem Interesse, weil es die Möglichkeit gibt, auf einem zwar begrenzten, aber konfessionell sehr vielgestaltigen Gebiet die zahlenmäßige Entwicklung der einzelnen Kirchen und Religionsgemeinschaften durch 100 Jahre genau zu verfolgen. Die Verhältnisse von 1825 spiegeln noch ziemlich genau die alte territoriale Geschlossenheit wieder: fast ausschließlich katholische Einwohnerschaft im ehemaligen Vorderösterreich, im Fürstentum Fürstenberg, in der Markgrafschaft Baden-Baden sowie in den geistlichen Territorien. Umgekehrt findet sich fast ausschließlich evangelische Bevölkerung in der alten Markgrafschaft Baden-Durlach und im Bezirk Kehl, d. h. im rechtsrheinischen Teil der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, starker evangelischer Einschlag (50—75 v. H.) im ehemals kurpfälzischen Gebiet und in den Ämtern Lahr und Emmendingen. Im Lauf des vorigen Jahrhunderts geht die Zahl der konfessionell ungemischten Gemeinden stark zurück. Infolge der Freizügigkeit und einer weitgehenden Industrialisierung lassen sich Katholiken in bisher fast ungemischt evangelischen Gebieten nieder und umgekehrt, eine Erscheinung, die natürlich in den Städten besonders stark hervortritt. So hat z. B. Freiburg 1825 91,2 v. H. Katholiken und 8,7 v. H. Evangelische, 1925 66,3 v. H. Katholiken und 29,9 v. H. Evangelische; Pforzheim dagegen war 1825 zu 94,4 v. H. evangelisch, heute zählt es 18,9 v. H. Katholiken. Im allgemeinen ist ein durch Zuwanderung bedingter Zuwachs der evangelischen Bevölkerung in Baden zu verzeichnen: 1825 umfaßten die Evangelischen 31,2 v. H., 1925 38,7 v. H.

Sehr interessant und lehrreich ist das ausgebreitete Material über das Freikirchen- und Sektenwesen, das bisher eine zusammenfassende Darstellung noch nirgends in Deutschland gefunden hat. Während es 1825 nur einzelne kleine Mennonitengemeinden gab, üben heute 14 verschiedene Freikirchen ihre Tätigkeit aus, besonders in den Gemeinden an der württembergischen Grenze. Die stärkste Zunahme zeigt die Neupostolische Gemeinde. Die freireligiöse Bewegung beschränkt sich fast ausschließlich auf die größeren Städte und hat keinen bemerkenswerten Umfang angenommen.

Das Buch bietet mit seinem stattlichen Tabellenwerk wertvolles Material für jeden am kirchlichen und öffentlichen Leben Interessierten.

Bretten.

Heinsius.

Justus Ferdinand Laun, Die Konferenz von Lausanne. (Für die Einheit der Kirche. Schriften zur ökumenischen Bewegung. Heft 2.) Gotha, Leopold Klotz Verlag, 1928. 75 S. 2.40 M.

Alfred von Martin, Die Weltkirchenkonferenz von Lausanne. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1928. 64 S.

Die Weltkirchenkonferenz in Lausanne August 1927 ist als kirchengeschichtliches Ereignis zu werten, selbst wenn ein praktisches Ergebnis sich nicht zeigen sollte. So sind neben den Protokollen und neben dem „Ersten Gesamtbericht“ von F. Siegmund-Schultze (Berlin-Steglitz 1927) auch subjektiv geartete, mehr urteilende als berichtende Stimmen über sie von Wichtigkeit. Die beiden hier vorliegenden stammen beide von warmen Freunden der ökumenischen Bewegung, die aber wiederum nicht ganz am selben Strang ziehen. A. von Martin war Herausgeber der Ende 1927 eingegangenen „Una sancta“; Laun kommt aus einem

anderen theologischen Milieu, was zum Beispiel seine Ausführungen, S. 69, über die „Einheit in Christus“ zeigen. Aber beide gehen in der Einigungsfrage weiterhin zusammen. Auch Laun ist bemüht, immer wieder um die Mitarbeit Roms zu werben; wir könnten es doch nicht aus der allgemeinen kirchlichen Gemeinschaft ausschließen (S. 63)! Daß es sich mit allem Nachdruck endgültig selbst ausschließt, beachtet er nicht. Auch darin gehen wohl beide einig, daß sie den in Lausanne versuchten Weg der theologischen Grundlegung der ökumenischen Bewegung für richtig halten; Laun nennt diesen Gedanken sein *Ceterum censeo* (S. 65). Sogar hinsichtlich Kirche und Amt geht die Übereinstimmung weit; L. denkt an Gewinnung eines ökumenischen Kirchenbegriffs und meint, daß für das Amt nur die volle Sukzession, das heißt die presbyterale ebenso wie die episkopale, in Betracht kommen könne. Übrigens berichtet natürlich jeder nach seinen Eindrücken und urteilt nach seinem Standpunkt. Dabei gibt L., trotz aller Geltendmachung eigener Ansichten, mehr als v. M. einen eigentlichen, natürlich nur die großen Linien zeichnenden, vielfach recht treffenden Bericht. Aber von M.s Schrift gibt manches, was L. so nicht bietet, und setzt das Geschehen in eigene Beleuchtung. Man wird beide Berichte auch dann dankbar benützen, wenn man selber die Dinge recht anders zu sehen genötigt ist, auch die Zukunft von Faith and Ordre abweichend beurteilt. Es ist doch schade, daß aus dem Kreis der kritischer gestimmten Teilnehmer keine ähnlich eingehende Darstellung erschienen ist; erst wenn Protokolle und Berichte von verschiedenen Seiten verglichen werden, kann der Nichtteilnehmer sich sein Urteil bilden.

Breslau.

M. Schian.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat nach einer uns zugegangenen Mitteilung beschlossen, im Gedächtnisjahr der Übergabe der Augsburgischen Konfession eine wissenschaftliche Neuausgabe der reformatorischen Bekenntnisschriften zu veranstalten. Er hat dafür bereits eine Reihe von Fachgelehrten gewonnen. Dieser Plan ist nicht nur als wissenschaftliche Notwendigkeit, sondern auch als Zeichen einer erfreulichen Zusammenarbeit von Kirche und Wissenschaft warm zu begrüßen. Die Ausgabe soll so billig gehalten werden, daß jeder Student sie sich ohne Mühe anschaffen kann.

Blm.